Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16 Maximiliansplatz 16.

<36620207400018

Der Erbgraf.

Der Erbgraf.

Roman

von

E. Hartner.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1890.

I.

Von der Thurmzinne des Hohenstein flatterte das Reichsbanner hoch in die blaue Maienluft, rosig angehaucht von den Strahlen der sinkenden Sonne. Auf spitzem Felskegel jäh emporsteigend, erhob sich das alte Stammschloß der Grafen Heldberg stolz und prächtig über dem grünen Hügelland des Flußthales. Lieblich und schön lag die weite Landschaft ausgebreitet, Höhenzug nach Höhenzug am Horizont in sanftem Blau verschwindend, hier noch dichtbewaldet, dort mit breiten Ackerstreifen bedeckt, während die Hügel längs des Flusses mit Weinreben dicht bekränzt waren.

Es war ein wunderlicher Bau, dieses Stammschloß der Grafen Heldberg. Alle Geschichtsperioden, alle Baustile schienen hier eine Probe ihrer Eigenart hinterlassen zu haben. Da war das Sachsenschloß, ein aus roh behauenen Feldsteinen zusammengefügter, uralter Bau; es stammte von den Sachsenherzögen, die

gegen des großen Karl fränkische Uebermacht so heldenhaft und unglücklich gerungen. Da war ein achteckiger, fester Thurm, der Thurm Karls des Großen genannt, vor welchem die Karls-Eiche ihre mächtigen Zweige in die Luft erhob — der große Kaiser sollte den einen erbaut, die andere gepflanzt haben. Da waren Ueberreste einer mittelalterlichen Burg mit gothisch spitzgewölbtem Thor, Zugbrücke und eisernem Fallgatter. Da waren jene ringförmigen, keinem Stile angehörigen Bauten, die rund um die Spitze aufgeführt, gleich einem festen Walle noch so manches alte Bergschloß Mitteldeutschlands, man weiß nicht, zieren oder verunzieren. Da war endlich das im französischen Palaststil des vorigen Jahrhunderts aufgeführte Wohngebäude mit dem von schwerfälligen Genien gehaltenen Wappenschilde des Geschlechtes. Das Ganze, ein reizendes Durcheinander von Altem und Neuem, von grauem Gemäuer mit Epheu und wilden Rosen umrankt, von prunkendem Reichthum und einfachster Nothwendigkeit, so unharmonisch, wie keines Menschen Phantasie es ersinnen, und doch so künstlerisch schön, daß es dem feinsten Kunstsinn zum Studium dienen konnte.

Von der Station herauf führte eine neue, mit jungen Linden eingefaßte Straße nach dem Portal des Schlosses. Auf diese, in weitem Bogen geführte Straße, die ihn große Summen gekostet hatte, blickte Graf

Nikolaus Heldberg-Hohenstein, der regierende Graf, an diesem wonnevollen Frühlingsabend.

Wunderlich, wie das ganze alte Schloß seiner Ahnen, war auch das Gemach, an dessen Fenster Graf Nikolaus saß. Der weite Raum im Rococostil, mit schweren Bekrönungen über Thüren und Fenstern, tiefhängendem Stuck und großgemusterter Seidentapete, war nicht nach seinem Geschmack gewesen; das neunzehnte Jahrhundert hatte wieder zu Ehren gebracht, was von dem achtzehnten als veraltet in die Rumpelkammer geworfen worden war.

Von den Schnörkeln der Decke hing ein aus Hirschgeweihen gebildeter, uralter Kronleuchter herab, mittelalterliche Waffentrophäen und Rüstungen schmückten die Wände, und auch die Möbel waren in dem Geschmack der deutschen Heldenzeit, reich geschnitzt und schwer.

Es war sehr still in dem weiten Gemach, so still, daß man die im Nebenzimmer regelmäßig ertönenden Fragen und Antworten deutlich hören konnte. Die Fragen rührten von einer weichen wohllautenden Mädchenstimme her, die Antworten gaben Kinder; man unterschied die harte, spitze Stimme eines kleinen Mädchens und den etwas schläfrigen Ton eines Knaben. Allein Graf Nikolaus hörte nicht auf die junge Schulweisheit seiner beiden Jüngstgeborenen; er stützte das

schon völlig ergraute Haupt auf die Hand und überließ sich seinen Gedanken.

Und doch war Graf Nikolaus nicht allein. Gräfin Ursula Heldberg, geborene Gräfin Dieskau, seine zweite Gemahlin, saß am andern Fenster. Sie hatte die von ihrer Person unzertrennliche Näharbeit sinken lassen, die unbarmherzigen dunklen Augen in dem schmalen, blassen Gesicht waren durchdringend auf den Gatten gerichtet, der ihrer ganz und gar vergessen hatte.

Jetzt machte Graf Nikolaus eine Bewegung und die weiche Decke, die seine Knie verhüllte, glitt herab. Die Gräfin erhob sich und schloß das Fenster.

„Warum machst du das Fenster zu? Laß es doch auf!“ sagte Graf Nikolaus unwirsch. Das bleiche Antlitz, das schwarze Wollenkleid der Gräfin Ursula hatte die holden Traumgestalten verscheucht, die ihn umgaukelt.

„Es wird doch schon kühl,“ meinte die Gräfin, indem sie die Decke aufhob und sorglich wieder zurechtlegte. „Ich fürchte, die Abendluft könnte dir schaden!“

Graf Nikolaus dankte mit einem kurzen Kopfnicken. „Man übersieht den Weg viel besser, wenn das Fenster offen ist!“ murrte er unzufrieden.

Die Gräfin sah nach der Uhr, die über dem Kamin tickte. „Du irrst dich in der Zeit, lieber Nikolaus!“ sagte sie sehr sanft. „Es dauert noch mindestens eine Stunde bis dein — bis Siegfried kommen kann.“

Graf Nikolaus antwortete nicht. Er sah nicht mehr die Bilder der Vergangenheit, nicht mehr die lichtumflossene Gestalt der Jugendgeliebten, an deren Brust sein erstgeborener Sohn das lichte Lockenköpfchen barg, er war wieder zum Bewußtsein der Gegenwart zurückgekehrt. Da vor ihm, bleich und streng, und immer thätig, saß seine zweite Gemahlin, und aus dem Nebenzimmer erscholl nicht seines Sohnes Siegfried frohes Lachen, sondern die Stimmen seiner beiden Kinder zweiter Ehe.

„Ich möchte wohl wissen," sagte er endlich, „ob der Bengel, der Udo, wirklich so dumm ist, wie er sich anstellt, oder ob er nur keine Lust zum Lernen hat. Was hat Fräulein Melitta für eine Mühe mit ihm!"

„Udo ist noch so klein!" warf die Gräfin entschuldigend ein.

„Zu allen Dummheiten ist er, wie's scheint, groß genug!" murrte der Graf.

„Marciana lernt allerdings viel leichter!" pflichtete die Gräfin seufzend bei.

„Marciana!" rief Graf Nikolaus. „Laß mich mit Marciana in Frieden! Marciana ist gar kein Kind, sie ist schon als kleine alte Frau zur Welt gekommen! Zehnmal lieber Udo mit allen seinen Dummheiten, als Marciana's ewige Korrektheit! Es steckt doch etwas in dem Bengel und er hat das Herz auf dem rechten Fleck!"

„Du bist wieder einmal ungerecht gegen Marciana, lieber Nikolaus, das Kind giebt uns nie zu Klagen Veranlassung."

„Nein, nein, nein!" schrie der Graf, durch den sanften Ton der Gattin außer sich gebracht. „Sie ist gerade so musterhaft, wie sie kaltherzig ist — sie ist —"

Deine echte Tochter! schwebte es auf seinen Lippen, allein es wurde nicht ausgesprochen. Ein leichter, doch fester Tritt näherte sich der Thür. Graf Nikolaus unterbrach sich und horchte auf, während eine jähe Röthe die blassen, scharfen Züge der Gräfin bedeckte. Herein! rief der Graf unwillig, als ein leises, bescheidenes Pochen hörbar wurde.

Die Thür öffnete sich geräuschlos und die schlanke Gestalt eines sehr wohlgekleideten Mannes erschien auf der Schwelle. Das bartlose Gesicht sah sehr jung aus, er hielt die Augenlider gesenkt und fragte mit gedämpfter Stimme: „Herr Graf gestatten —"

„Ah, Sie sind's, Herr Müller!" sagte Graf Nikolaus gedehnt und gleichgiltig. „Ist der Wagen noch nicht herein?"

„Herr Graf irren sich wohl in der Zeit!" erwiderte der Angeredete ohne aufzusehen. „Der Zug trifft fahrplanmäßig erst —"

„Schon gut, schon gut!" unterbrach ihn der Graf

mit einer abwehrenden Handbewegung. „Was wünschen Sie?“

Der junge Mann wechselte einen raschen Blick mit der Gräfin, den der Graf nicht bemerkte, da er unmuthig zum Fenster hinausstarrte. „Den Befehlen des Herrn Grafen gemäß, habe ich das Testament aufgesetzt,“ sagte er sodann in ziemlich freimüthigem Ton. „Sollten der Herr Graf jedoch jetzt nicht —“

„So würden Sie die Güte haben, auch zu einer andern Zeit bereit zu sein!“ fiel ihm Graf Nikolaus höhnisch in die Rede. „Sehr, sehr gnädig, mein Herr Sekretär! Für die Zukunft merken Sie sich gefälligst, daß es an mir ist, meinen Willen auszusprechen. Ich verlange nicht, daß meine Untergebenen ihn errathen! — Lesen Sie, Herr Sekretär!“

Die leise Röthe, die das Gesicht des Sekretärs für einen Augenblick bedeckt hatte, war um so tieferer Blässe gewichen. Jetzt sah man, daß er nicht mehr jung war. Er verbeugte sich, nahm einen Stuhl, legte seine Papiere auf den Tisch und las:

„Zu meinem Universalerben und alleinigen Besitzer meiner sämmtlichen Güter und Liegenschaften, gleichviel, ob dieselben aus Landbesitz, Häusern, Fabriken oder anderen industriellen Unternehmungen bestehen, ernenne ich, dem alten Brauch meines Hauses gemäß, meinen Sohn Siegfried, Erbgrafen von Heldberg-Hohenstein,

zur Zeit Lieutenant bei den Garde-Kürassieren. Derselbe soll freier und alleiniger Besitzer sein und in seinen Handlungen und Entschlüssen von niemandem bestimmt oder beeinflußt werden.

Meiner Wittwe Ursula, geb. Gräfin Dieskau, und ihren beiden Kindern Marciana und Udo bestimme ich sechstausend Thaler, achtzehntausend Mark neuer Währung, jährlicher Einkünfte, zahlbar aus den Erträgen der Zuckerfabrik Neumünster. Nach dem Tode meiner Wittwe sind diese Zahlungen zu gleichen Theilen an ihre beiden Kinder und deren Nachkommen fortzusetzen, doch haben weder meine Wittwe, noch deren Kinder, Anspruch an Grundbesitz oder Kapital.

Ihren Wohnsitz kann meine Wittwe, in Uebereinstimmung mit meinem Erben, auf einem meiner Güter wählen, doch hat sie den Hohenstein sofort nach meinem Tode zu verlassen. Auf die Einrichtung des Schlosses hat sie nur insoweit Anspruch, als dieselbe ihr persönliches Eigenthum ist. Alles Uebrige bleibt meinem Sohne Siegfried, vorzüglich alles, was alter Besitzstand meines Hauses ist, oder von meiner ersten Gemahlin, seiner Mutter, herrührt. Alle diese Bestimmungen kommen jedoch in Wegfall, wenn, was Gott verhüten möge,

1. mein Sohn Siegfried ein entehrendes Verbrechen begeht,

2. mein Sohn Siegfried eine nicht standesgemäße Ehe schließt.

Für diesen Fall tritt mein Sohn zweiter Ehe, Udo, in alle Rechte des Erbgrafen und mein Sohn Siegfried hat sich mit dem Antheil des jüngeren Bruders, dreitausend Thaler (neuntausend Mark) jährlicher Einkünfte zu begnügen."

Die Ernennung eines Testamentsvollstreckers und Vormundes, Legate für Kirchen, Schulen, die Dienerschaft, die Armen folgten, sowie Bestimmungen über Lieblingspferde und Hunde.

Die Gräfin Ursula hatte der Verlesung des Testaments beigewohnt, als sei das eine Sache, die sie ganz und gar nichts angehe. Vielleicht hatte sie die Stiche ein ganz klein wenig langsamer gezogen und vielleicht hatte ihre rechte Hand ein ganz klein wenig gezittert, aber ihrem blassen, steinernen Gesicht war nichts anzumerken gewesen. Auch das Antlitz des Grafen Nikolaus war starr und ruhig geblieben, allein sein Auge hatte unvermerkt auf die Wand hinter dem Sekretär geblickt. In dem obern Theil des Fensters prangte in herrlicher Glasmalerei das Wappen der Heldberg, ein zum Sprunge ausholender goldener Löwe im blauen Felde, und auf dem flatternden Bande, welches das Wappen hielt, stand der alte Wahlspruch des Geschlechtes: „Edel Blut, halt dich gut!" Von den schrägen Strahlen der

untergehenden Sonne phantastisch vergrößert, stand er in dunkelrother Flammenschrift an der Wand.

Jetzt tauchte der Sekretär eine Feder ein, schob dem Grafen das Schriftstück hin und reichte die Feder dar. „Was soll's?" fragte Graf Nikolaus auffahrend.

„Des Herrn Grafen Unterschrift fehlt noch."

„Das hat keine Eile. Lassen Sie die Papiere hier. Gott befohlen, Herr Sekretär!"

Diesmal unterbrach die Gräfin ihren eisernen Fleiß und wechselte unverhohlen einen betroffenen Blick mit dem Sekretär.

Herr Müller war gehorsam aufgestanden und rieb sich langsam die schmalen, weißen Hände — eine dem Grafen Nikolaus höchst fatale Angewohnheit. „Auf die Gefahr hin, mir abermals das Mißfallen des Herrn Grafen zuzuziehen, muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß das Testament in dieser Fassung völlig werthlos ist!" sagte er. „Es ist nicht unterschrieben, nicht gerichtlich deponirt, nicht einmal von des Herrn Grafen eigener Hand geschrieben. Wenn, was der Himmel in Gnaden verhüten möge, der Herr Graf in dieser Nacht stürbe —"

„So bliebe mein Sohn Siegfried was er ist, der Erbgraf," fiel ihm Graf Nikolaus kurz und schneidend ins Wort. „Noch einmal, zügeln Sie Ihren Eifer, Herr Sekretär! Ich bin mit Ihrer Arbeit zufrieden!"

Als der Sekretär sich entfernt hatte, wendete sich der Graf seiner wiederum eifrig nähenden Gattin zu. „Es hat schon vor einiger Zeit sieben geschlagen,“ sagte er in verändertem, ruhigem Ton. „Die Kinder könnten jetzt aufhören!“

Die Gräfin erhob sich, um der Arbeitsstunde ein Ende zu machen. Sie hatte kaum das Zimmer verlassen, als sich der Graf mit einer Leichtigkeit erhob, die man dem in Decken gehüllten, alten Manne nicht zugetraut haben würde, seinen Schreibtisch öffnete und das Testament in ein Fach desselben legte. Die zurückkehrende Gräfin fand ihn wieder in seinem Stuhl sitzend, ein Zeitungsblatt in der Hand.

II.

Eine kleine halbe Stunde später hallte das dumpfe Rollen von Rädern und der Hufschlag schnellfüßiger Rosse auf dem Steinpflaster des Hofes wieder. — Graf Siegfried Heldberg war angekommen.

Die Gräfin legte ihre Arbeit fort, der Graf sprang auf, eine starke Aufregung arbeitete in den Zügen des alten Mannes. Er wich fast erschrocken zurück, als die Gräfin, ihre Hand auf seinen Arm legend, sagte: „Es bleibt dabei, Nikolaus. Alles, was hier verhandelt wurde, bleibt unser Geheimniß!"

„Versteht sich! Versteht sich!" rief er, ihre Hand unwillig abschüttelnd. Mußte diese Frau ihm stets die schönsten Augenblicke verderben! — Allein die Thür sprang auf und Graf Siegfried lag an seines Vaters Brust.

„Mein Junge, mein lieber, lieber Junge, willkommen, herzlich willkommen auf dem Hohenstein!"

„Der heute Abend stolzer und schöner in die Luft

ragt als je!“ rief Siegfried glücklich. „Aber wie geht es dir denn, Vater? Wir haben uns ja so lange, lange nicht gesehen! Was — Decken bei 18 Grad im Freien — du bist doch nicht krank, Vater?“

„Krank, bah! Wir Heldberg's sind aus festem Holz geschnitzt, das zeigst du, mein Junge! Was bist du für ein Mensch geworden, seit — Nun und was die Decken betrifft,“ fuhr er etwas gezwungen fort, „da siehst du's, Ursula, deine übertriebenen Besorgnisse dienen nur dazu, andere zu erschrecken!“

Graf Siegfried zuckte zusammen und wendete sich der Gräfin zu. „Ah, Verzeihung, gnädigste — Mama!“ sagte er, ihr förmlich die dargereichte Hand küssend. „Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen? Und wo sind — die Kinder?“

Gräfin Ursula sah prüfend auf die stolze Mannesschönheit ihres Stiefsohnes. Seit zehn langen Jahren standen sie sich zum ersten male wieder gegenüber, zum ersten male seit jenem Tage, an dem er, ein widerwilliger Zeuge, der Trauung des Vaters mit Ursula, Gräfin Dieskau, beigewohnt hatte. Damals hatte den Achtzehnjährigen beim Hochzeitsmahle ein Schwindel ergriffen, dem eine tiefe Ohnmacht gefolgt war. Als Graf Siegfried unter den Händen seiner alten Amme wieder zum Bewußtsein kam, war das neue Ehepaar abgereist gewesen, und er hatte den

Hohenstein verlassen, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Der Achtundzwanzigjährige empfand nicht mehr so heiß und leidenschaftlich, dennoch wurde ihm schwarz vor den Augen, als er wieder in das bleiche, starre Antlitz sah, das damals zwischen ihn und den Vater getreten war.

„Die Kinder sind im Nebenzimmer; sie warten nur darauf, den Bruder begrüßen zu dürfen,“ sagte die Gräfin. „Marciana, Udo! Kommt herein! Graf Siegfried ist angekommen!“

Der Befehl fand keinen so augenblicklichen Gehorsam, wie Siegfried erwartet hatte. Das weite, schon dämmerige Gemach zeigte nur undeutlich die Umrisse dreier Gestalten; ein erwachsenes Mädchen bemühte sich, einem heftig widerstrebenden Knaben sanft zuzusprechen, der von einem etwas größeren Kinde vorwärts gezerrt wurde.

„Wenn der Berg nicht zu Mahome kommt, muß Mahome wohl zum Berge kommen!“ scherzte Siegfried gutmüthig, den dieses kindische Scharmützel höchlich belustigte, und näherte sich der Thüre.

Allein der Vater hielt ihn zurück. „Wird's bald! Wird's bald!“ schalt er grimmig. „Oder soll ich kommen und dich Mores lehren?“

„Ich bitte, Fräulein Melitta, machen Sie endlich ein Ende!“ befahl die Gräfin mit finsteren Brauen.

Waren es nun die Drohungen der Eltern, die leisen Bitten der Erzieherin, oder ein Blick auf das lächelnde Gesicht des fremden Bruders — genug, der Kampf hörte plötzlich auf und beide Kinder erschienen auf der Schwelle. Die neunjährige Marciana, blaß und ohne eine Spur von Erregung in dem nicht unschönen, steinernen Gesicht, der jüngere Knabe dagegen erhitzt und mit Thränen in den trotzigen blauen Augen.

Wer aber stand zwischen den beiden, so ungleichen Kindern? Wer war dieses holde Wesen, das, vom Licht des röthlichen Abendhimmels bestrahlt, in unsäglicher Verlegenheit und Verwirrung auf der Schwelle zögerte? Dieses braune, von goldenen Reflexen durchzogene Haar, diese tiefblauen, erschreckten Augen, die unendliche Grazie in der fast kindlich unbeholfenen Haltung, — war das, konnte das jene Melitta Berger sein, die er, er selbst, als Erzieherin für die kleinen Geschwister engagirt hatte?

Er hatte laut gelacht und es am Offizierstisch als köstlichen Spaß preisgegeben, daß er, Graf Heldberg von den Garde-Kürassieren, eine Erzieherin suchen sollte! Dann hatte er sich seines Auftrages in der einfachsten Weise dahin entledigt, daß er denselben einer älteren Dame seiner Bekanntschaft übergab. Die Baronin Püngler war, nach Ansicht seiner Kameraden, „mit allen Hunden gehetzt und unglaublich brauchbar."

Sie bewährte das in sie gesetzte Vertrauen und theilte ihm schon nach wenigen Tagen mit, das gesuchte Individuum sei gefunden — ob er es zu besichtigen wünsche? Er dankte mit der Bemerkung, daß „er sich zwar auf Pferde verstehe, nicht aber auf Gouvernanten," und vergaß die ganze Angelegenheit. Auch als ihm der Vater später mittheilte, die junge Person scheine „gut einzuschlagen," entlockte ihm diese Mittheilung nur einen Seufzer der Erleichterung. Solche Leute gehörten nun einmal zu den nothwendigen Uebeln des Lebens. Sie mochten sehr gut und in ihrer Art sehr nützlich sein, etwa wie wollene Strümpfe im Winter, — aber wozu sie sehen?

Und nun — Graf Siegfried schrak aus seinem Traum auf, die Stimme der Stiefmutter sagte in mildem Ton: „Ich danke Ihnen, Fräulein Melitta, die Kinder werden jetzt ein wenig bei uns bleiben!" Wie wunderbar, daß ihre harte, trockene Stimme über so weiche Töne verfügte. Zu den Kindern gewendet fuhr sie fort: „Gebt dem Grafen Siegfried, eurem Bruder, die Hand!"

War der letzte Schimmer des Abendrothes erloschen oder war alles Licht aus dem Gemache verschwunden, als das junge Mädchen die Thür hinter sich schloß? Siegfried schüttelte gewaltsam die traumhafte Stimmung ab, die ihn gefangen hielt, und wendete

sich den Kindern zu. Er schüttelte Marciana's bereitwillig gebotene, kleine, kalte Hand, er zog den immer noch leise widerstrebenden Knaben zwischen seine Kniee. Das blonde, etwas struppige Haar des Knaben war über der Stirn abgeschnitten und fiel im Nacken lang herab, eine kleidsame Tracht, welche sein nicht gerade häßliches, aber unfeines Gesicht vortheilhaft hob. Die hellblauen Augen blickten scheu und trotzig zugleich. Siegfried fuhr ihm in das dicke Haar, bog sein Haupt zurück und blickte aufmerksam und prüfend in sein Gesicht.

„Ein Heldberg, Vater, unzweifelhaft ein Heldberg, wenn er auch weder dir noch mir gleicht!" sagte er munter. „Hat er nicht — wahrhaftig, er sieht aus wie Onkel Lebrecht — warum ist der Onkel nicht hier, Vater?"

„Er hat — er ist schwer aus seinem Fuchsbau herauszulocken!" sagte Graf Nikolaus ausweichend und Marciana fügte schnell und altklug hinzu:

„Graf Lebrecht kommt nie auf den Hohenstein; es gefällt ihm hier nicht!"

Die eintretende Pause wurde dadurch unterbrochen, daß die Gräfin ihrer Tochter kurz und trocken befahl, das Zimmer zu verlassen, ein Befehl, der augenblicklichen Gehorsam fand, und Graf Nikolaus etwas hastig sagte:

„Wahrhaftig, du hast recht! Der Bengel sieht dem Vetter wirklich ähnlich!"

„Ich habe den Onkel Lebrecht sehr lieb," bemerkte der Knabe plötzlich, „und besuche ihn auch sehr oft. Ich spiele gern mit seinem Hund und Anne Marie kocht mir Kaffee."

„So?" sagte Siegfried belustigt. „Dann können wir einmal zusammen hingehen. Oder wollen wir lieber reiten?"

„Ach," sagte der Knabe niedergeschlagen, „ich habe ja immer noch kein Pferd! Papa verspricht mir's immer, aber es kommt nicht an!"

Siegfried mußte lachen. „Nun, wer weiß!" tröstete er. „Vielleicht steht es einmal im Stall und wiehert, ehe du dich dessen versiehst!"

Der Knabe sah ihm ernsthaft in die Augen. „Du bist gut, Siegfried!" sagte er plötzlich. „Vielleicht kommt's jetzt!"

Und nun wurde er redselig. Siegfried erfuhr, wieviel Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde in den Ställen waren; wieviel Ochsen im Pfluge gingen und daß man die Milchkühe nicht einspanne. Als er gar noch wußte, daß das hübsche, gefleckte Ochsenkalb nicht geschlachtet, sondern aufgezogen werden sollte, machte der Ruf zum Abendessen weitern vertraulichen Mittheilungen ein Ende.

III.

Also wirklich wieder einmal auf dem Hohenstein! Mit diesen halblaut gemurmelten Worten erwachte Siegfried am andern Morgen aus traumgestörtem Schlummer. Kein Zweifel — er war zuhause. Das war sein altes Knabenzimmer, da stand sein Schreibtisch; noch standen seine Grammatiken in der alten Ordnung, noch lagen seine Hefte, ja, Federn und Bleistifte, wie er sie vor langen, langen Jahren verlassen. An der Wand hingen Pfeil und Bogen, — der alte Kutscher hatte sie ihm geschnitzt, seine schön aufgetakelte, sauber bemalte Fregatte stand oben auf dem Schrank, — er hatte sie angefertigt und sie hatte niemals schwimmen wollen. Das war ihm einst ein herber Kummer gewesen! Er richtete sich lächelnd auf und versuchte Zusammenhang in die wirren Traumbilder dieser Nacht zu bringen. Allein, es wollte ihm nicht gelingen. Im Portal des Schlosses war ihm seine Mutter entgegengetreten und hatte warnend und ab=

wehrend die Hände erhoben; dann wieder war es nicht seine todte Mutter gewesen, sondern ein holdseliges Geschöpf mit goldglänzendem Haar und traurigen, ach so traurigen Augen.

Wo hatte er dieses junge Wesen schon gesehen, — oder hatte er es nur geträumt.

Graf Siegfried sprang auf. Fort, ihr wirren Traumgestalten! Da vor ihm glänzte das Leben, das reiche, wogende Leben des jungen Tages! Noch stand die Sonne nicht hoch, noch blitzte der Morgenthau an Halmen und Gräsern. Wer konnte da im dumpfen Zimmer bleiben! Hinaus und fort!

Eine kurze Viertelstunde später verließ Graf Siegfried das Schloß durch eine kleine Seitenpforte, er durchschritt den terrassirten Garten, der sich den steilen Bergkegel des Hohenstein tief hinabzog und erreichte die Landstraße, deren Windungen er mit dem ruhigen Behagen eines Mannes verfolgte, der sich dem Genusse des Augenblicks ganz und voll hingiebt. Hier war er zuhause, dies war seine Heimathsluft! Dort unten lag Dorf Hohenstein am Fuße des Berges hingeschmiegt wie ein treuer Hund zu Füßen des Herrn; das war sein, sein Boden, hier war er der Sohn des Hauses, der Erbe, der Herr! Er tauschte Grüße mit den begegnenden Arbeitern, die ihrem jungen Herrn ehrerbietig nachsahen; er nickte den Schulkindern zu, die,

ihre leinenen Beutel am Arm der fernen Schule zutrabten, — es waren ja Hohensteiner, seine Kinder!

Noch eine Biegung des Weges und das Ziel, dem er unbewußt zustrebte, das Borkenhäuschen, lag vor ihm. Er blieb stehen. Hier hatte sich manches verändert. Die kleinen Fensterscheiben waren blank geputzt, weiße Gardinen verhüllten sie. Goldlack und Rosen, Geranium und Reseda blühten auf Blumenbrettern. Onkel Lebrecht hatte verstanden, sich sein „Schneckenhaus" wohnlich herzurichten.

Da ertönten Schritte von der anderen Seite her, die langsam und zögernd, sich gleichfalls dem Borkenhause näherten. Im nächsten Augenblick trat Herr Müller aus dem Tannendickicht.

Siegfried hatte die Bekanntschaft dieses Herrn am Abendtische gemacht und einen wohlunterrichteten Mann von angenehmen Formen in ihm gefunden. Die kaum unterdrückte Gereiztheit des Vaters gegen diesen Untergebenen hatte ihn einigermaßen befremdet und er hatte sich bemüht, dieselbe durch verdoppelte Höflichkeit gut zu machen. Heute, im unbarmherzigen Licht des jungen Tages, machte ihm der Sekretär einen weniger günstigen Eindruck. Herr Müller war durch die unerwartete Begegnung überrascht, und zwar unverkennbar unangenehm überrascht. Er erschien ihm älter, bleicher, eckiger, als bei Lampenlicht.

„So frühe schon, Herr Graf! — Das nenne ich eine Ueberraschung!“ sagte er mit fröhlichem Gruß.

Siegfried lachte, — das frohe, leichtherzige Lachen glücklicher Jugend.

„Wer kann bei solchem Sonnenschein in den Federn bleiben! Auch Sie hat er ja, wie's scheint, heraus gelockt, denn hier in Wald und Flur haben Sie doch wohl keine Arbeit!“

Die blasse Wange des Sekretärs wurde noch um eine Schattirung blässer, als er etwas hastig erwiderte: „Sie haben recht, Herr Graf, ganz recht! Wer kann bei solchem Wetter im Zimmer bleiben. Und mich fesselt mein Beruf, leider! für den ganzen Tag an den Schreibtisch! Da muß ich mir denn meine Erholung etwas früher suchen.“

„Sie thun wohl daran und ich will Sie nun auch nicht länger aufhalten!“ sagte Siegfried ein wenig kälter, als sonst seine Art war. Die zugleich hastige und wie ihm schien versteckte Manier des Sekretärs berührte ihn peinlich. „Gott befohlen, Herr Sekretär! Ich suche meinen alten Onkel auf!“ Damit berührte er grüßend seinen Hut, die Hand zu reichen, wie er gestern gethan hatte, konnte er sich nicht entschließen, und wendete dem grauen, aus unbehauenen Stämmen gezimmerten Hause zu, über dessen Giebel ein zackiges Hirschgeweih in die blaue Luft ragte. Herr Müller

blickte ihm finster nach. Seinen Onkel! murmelte er. Haha! — O die Gräfin ist eine sehr kluge, kluge Frau! Wie geschickt sie das Garn aufgestellt hat, und wie bereitwillig, wie schrecklich bereitwillig der dumme, bunte Gimpel in die Falle geht! Er lachte noch einmal kurz und höhnisch auf und verschwand am steilen Abhang des Berges.

„Hoho, Anne Marie, sehen Sie doch mal nach, was da an der Thür rumpoltert!" tönte eine mächtige Baßstimme dem Eintretenden sehr rauh und sehr gutmüthig entgegen. „Ein für alle mal, da ist ein Groschen, aber Landstreicher können wir hier nicht brauchen!" und eine mit dem bezeichneten Geldstück versehene, harte, braune Hand streckte sich durch die Thürspalte.

„Ich nehme das Almosen, aber die Hand dazu!" rief Siegfried fröhlich und stieß die Thür auf, während er dem Urheber der Baßstimme die Rechte kräftig schüttelte. Derselbe war ein kleines, mageres Männchen mit einem martialischen, grauen Schnurrbart, struppigen Haaren und borstigen Augenbrauen. Die Gestalt verhüllte ein Schlafrock von zweifelhafter Farbe, das Haupt bedeckte ein einst roth gewesener türkischer Fez und die Füße steckten in Sporenstiefeln, eine Fußbekleidung, von der die Feinde des Grafen Lebrecht behaupteten, daß er sie selbst bei Nacht nicht ablege.

Beim Oeffnen der Thür war ein großer, braun-

gefleckter Jagdhund in ein rasendes Gebell ausgebrochen und der Alte starrte den jungen Eindringling mit zweifelnden Augen an.

„Aber Onkelchen, kennst du mich denn nicht mehr!“ rief Siegfried fröhlich. „Muß ich mich denn wirklich vorstellen —.“

„Alle Hagel, Siegfried, Junge, du!“ und die Baßstimme übertönte selbst das wüthende Bellen des Hundes. „Beau, abscheuliche Bestie, willst du ruhig sein! — Du bist da, Junge, wirklich und wahrhaftig, und Sie sagen mir kein Wort, Frauenzimmerchen?“

„Anne Marie! Heda, Anne Marie! Noch eine Tasse! Und trinkbaren Kaffee! Sonst soll doch das Donnerwetter —“

„Aber, Herr Rittmeister, was wüthen Sie denn so!“ ließ sich draußen eine jammernde Stimme vernehmen, während der Hund beschämt über seinen Irrthum unter den Tisch kroch und nur leise wedelnd den Schwanz bewegte. Aber die Alte kam mit ihrer Klage nicht weiter, denn als sie nun mit dem begehrten Kaffee eintrat, das runzelvolle Gesicht geröthet, die Haube aufgeregt auf einem Ohr, wäre das Kaffeebrett fast ihren Händen entstürzt. „Herr Jesus, Siegfried! Sind meine alten Augen toll oder sind Sie es wirklich, Graf Siegfried!“ rief sie.

„Da haben wir das Geflenne schon wieder!“ schalt

der Alte, während er verstohlen eine Thräne trocknete. „Ja doch, Anne Marie! — Setze Sie nur um Gotteswillen das Frühstück hin! — Er ist es, Siegfried, dein Siegfried! Erbgraf auf Hohenstein, Neumünster und Waldstetten! Dein Siegfried, dein Junge — aber zum Teufel noch einmal, Frauenzimmerchen, was fällt Ihnen denn ein, auszureißen!“

Die letzten Worte galten einem Wesen, das sich bisher ängstlich im Hintergrunde des Zimmers gehalten hatte, sich jetzt aber hastig der Thür näherte. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Rittmeister!“ ließ sich Melitta's Stimme leise und eilig hören. „Aber ich muß jetzt fort — ich habe schon zu lange gezögert!“ und sich leicht gegen die beiden Herren verneigend, überschritt sie die Schwelle und erreichte das Freie, ehe der ganz verblüffte Graf Lebrecht sie daran verhindern konnte.

„Herr Graf, Herr Graf, — wer mir das noch vor zehn Minuten gesagt hätte!“ schluchzte die Alte. „Daß ich Siegfried heute wiedersehen sollte, heute schon! O Graf Lebrecht!“

„Sie soll mich Rittmeister nennen!“ fuhr sie der Alte an, während er abermals heimlich eine Thräne trocknete. „Als Graf wird man geboren, bin nicht stolz auf den Titel, hat mir wenig Glück gebracht! Aber den Rittmeister habe ich mir verdient und darum

soll Sie mich Rittmeister nennen! Und nun, marsch! Raus mit Ihr in die Küche! Denkt Sie, Sie soll den armen Jungen mit Ihrem Geflenne umbringen?“

„Uff!“ machte er erleichtert, als Anne Marie den Ueberschuß ihrer Thränen endlich still und genußreich auf dem Küchenschemel ausweinte und die beiden Herren bei ihrem Morgenkaffee saßen. „Das war eine Gemüthserschütterung, Junge! Muß meine Pfeife anstecken, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen! Muß dir gestehen, Junge, daß mir altem Krüppel jetzt gewöhnlich schönere Hände als selbst die deinen den Kaffee eingegossen und den Fidibus angesteckt haben! Aber das Frauenzimmerchen war heute nicht zu halten! Sie flatterte ja davon wie ein verschüchtertes Vögelchen! Das war deinetwegen, Junge! Na, und wenn ich's recht überlege, so hat sie wohl auch richtig gehandelt!“

„Kommt die junge Dame jeden Morgen zu dir, Onkelchen?“ fragte Siegfried zögernd.

„Nun, das nicht, so dann und wann! Führt eben kein allzu rosiges Leben auf dem Hohenstein, — und dann drückt der Schuh auch sonst noch hie und da. Nun Beichtgeheimnisse soll man nicht ausplaudern.“

„Bist du zum Beichtvater geworden, Onkel Lebrecht?“

Der Alte schaute ihn pfiffig von der Seite an, während er sich seinen heißen schwarzen Kaffee mit großen Stücken Zucker versüßte. „Meinst, ich hätte mir ein verdammt hübsches Beichtkind ausgesucht, he? Möchtest wohl auch gern einmal an meiner Stelle sitzen und Bekenntnisse von solchen Lippen hören? Nun, noch ist es mir nicht schwer geworden, die Absolution zu ertheilen, noch ist ihre Seele rein, fleckenlos wie ein weißes Blatt! — Lache nicht, Spitzbube! Eine Stelle muß der Mensch haben, an der er sich das Herz frei spricht, und wo alle natürlichen Freistätten fehlen, da ist der alte Grimmbart in seinem Dachsbau immer noch ein besserer Vertrauter, als der Gräfin Kammerfrau! Oder kannst du dir ein junges Mädchen zu Füßen der Gräfin Ursula denken?"

„Nein, Onkel, das kann ich nicht!" sagte Siegfried ernsthaft werdend.

„Nun also! — A propos, Junge, welcher Wind hat dich denn plötzlich auf den Hohenstein verweht."

„Je nun, Onkel, das weiß ich selber nicht," erwiderte Siegfried träumerisch. „So ganz ehrlich gesagt: ich hatte halb und halb vergessen, daß ich eigentlich hierher gehöre. Da schrieb der Vater; er schien sich nach mir zu sehnen, es klang fast, als sei der Mann krank — und so nahm ich denn Urlaub und kam!"

„Und die Gräfin?"

„Nun, sie fügte ein paar freundliche Worte bei!"

Der Alte verstummte und blies mächtige Wolken Tabakdampfes um sich. „Andrea in Sicht?" fragte er plötzlich.

Graf Siegfried erschrak, er hatte mit offenen Augen geträumt. „Andrea!" sagte er auffahrend. „Ich weiß nichts von Andrea!"

„Nicht? Nun, ich dachte, das Ding sollte jetzt richtig gemacht werden?"

Siegfried schüttelte den Kopf. „Wir denken beide nicht daran!"

„Denkst du überhaupt nicht an Heirathen?"

„Ach, Onkel, das hat ja noch lange, lange Zeit!" rief Siegfried fröhlich. „Wenn ich einmal als regierender Graf auf dem Hohenstein sitze und es für meine Pflicht halte, den alten Stamm fortzupflanzen, dann will ich ein so furchtbar ernsthaftes Ding, wie die Ehe, bedenken! Bis dahin, und das wird ja, so Gott will, noch gute Weile haben! — denke ich nicht daran!"

„Und wie hast du den Vater gefunden?"

„Nun, älter geworden! Zuerst kam er mir gebrechlich vor, aber ich denke, das war ein Irrthum!"

„Und wie hat dich die Gräfin empfangen?"

„Höflich und freundlich; es wäre unrecht, wenn ich das nicht zugeben wollte!"

Der Alte verstummte wieder.

„Junge, Junge, das gefällt mir nicht, dahinter steckt etwas!" sagte er plötzlich kopfschüttelnd. „Sieh dich vor, sieh dich vor! Wenn Gräfin Ursula freundlich wird, so ist sie allemal am gefährlichsten!"

„Und du, Onkel, bist der zäheste Mensch in deinen Vorurtheilen, der je gewesen ist!" versetzte Siegfried heiter. „Ich dünke mich, die Gräfin menschlicher zu finden, als ich erwarten durfte, und nun lasse mir meinen guten Glauben!"

IV.

Goldener Abendsonnenschein lag auf dem Garten des Hohenstein und warf langgestreckte Schatten und schimmernde Lichter über seine weiten Rasenflächen und kiesbestreuten Wege. Vierzehn Tage waren verstrichen, seit Graf Siegfried in das alte Schloß seiner Väter zurückgekehrt war; vierzehn Tage voll goldenen Sonnenscheins, warmen Regens und lauer Winde. Alle Knospen waren gesprungen, selbst die alte, harte Karls-Eiche war mit dem braungoldenen jungen Laube des Frühlings geschmückt. Die Akazien regten ihre zarten Gefieder, Flieder und Jasmin standen in voller Blüthe, und Goldregen und Rothdorn, Schneeball und wilde Rosen rührten und regten sich in ihren Hüllen.

Auch unter den Menschen regte sich ein neues Leben. Die starre Ruhe, die steinerne Unbeweglichkeit des Hohenstein war geschwunden. Pferdegetrappel und Wagengerassel erfüllten den Schloßhof, fröhliche Stimmen

ertönten im Garten. Auf dem Klavier erklangen lustige Weisen und selbst die nonnenhaft düstere Tracht der Gräfin belebte sich zu eleganter Weltlichkeit.

Auch an diesem Abend ertönten jubelnde Stimmen im Garten, Melitta spielte mit ihren Zöglingen Federball und Graf Siegfried betheiligte sich heiter daran.

Das frohe Auflachen, der jubelnde Schrei der Kinder, wenn ein Wurf besonders gelungen, oder auch mißlungen war, hallte in dem Gemach der Gräfin Ursula wieder, wo dieselbe über Büchern und Papieren an ihrem Schreibtische saß. Die Erträge des Hofes und Gartens, Milch, Butter, Eier, Obst, Gemüse und Kleinviehverkauf flossen in ihre Tasche und gaben ihr ziemlich viel Beschäftigung. Auch an diesem wonnigen Maientage rechnete die Gräfin. Sie übertrug Zahlen aus einem Buch in das andere und zweigte endlich mit befriedigtem Lächeln eine Summe ab, die sie couvertirte und einsiegelte. „Zur Sparkasse für Marciana!" murmelte sie.

Die Rechnung war abgeschlossen; die Gräfin lehnte in ihren Stuhl zurück und faltete die Hände im Schooß.

War sie erschöpft? Sie hatte lange und angestrengt gearbeitet, jede andere Dame wäre der Ruhe bedürftig gewesen, die Gräfin war es nicht. Sie ruhte nicht aus, sie horchte.

Wie sie so da saß, das Haar von der schwarzen

Spitze umschlungen, das bleiche Gesicht mit gespanntem Ausdruck, die weitgeöffneten Augen mit leerem Blick, glich sie genau einem lauernden Dämon. Ein düster befriedigtes Lächeln umspielte ihre Lippen, als jetzt draußen auf dem Rasen helleres Lachen und froheres Aufjauchzen ertönte.

Es pochte leise, die Gräfin hörte es nicht. Erst der leichte Luftzug, den das Oeffnen der Thür verursachte, veranlaßte sie, sich unwillig umzusehen. Herr Müller verneigte sich tief und ehrerbietig.

„Treten Sie näher!“ befahl sie gnädig.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädigste Gräfin!“ begann Herr Müller, sich langsam die Hände reibend. „Ich habe pflichtschuldigst angeklopft —“

„Schon gut!“ unterbrach ihn die Gräfin mit ungeduldiger Handbewegung. „Keine unnützen Worte! — Ist der Graf von Sternfeld zurück?“

„Ja!“

„Und —?“ Die Augen der Gräfin hingen gespannt an den Lippen ihres Vertrauten.

„Herr Müller rieb sich die Hände, zuckte die Achseln, sah zu Boden und schwieg.

„Was soll das heißen?“

Der Sekretär zuckte unter dem scharfen und heisern Klange zusammen. „Der Herr Graf haben mich mit Aufträgen nach Neumünster geschickt, die mich fast den

ganzen Tag beschäftigten," sagte er kläglich. „Als ich nach Sternfeld kam, hatte der Graf seine Geschäfte schon beendet. Wir speisten mit dem Grafen Münchow im Deutschen Hause und fuhren zurück."

„Hat er das Testament deponirt?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich bin ungeschickt bedient!" sagte die Gräfin unwillig.

Der Sekretär zuckte die Achseln und schwieg.

Nun schwiegen beide. Von draußen spielte ein leiser Wind durch das geöffnete Fenster, goldene Sonnenlichter huschten über das dunkle Parket des Fußbodens und eine helle Mädchenstimme rief athemlos und lachend: „Herr Graf, Herr Graf, bitte, hören Sie auf. Wirklich, ich kann nicht mehr!"

Der Sekretär verfärbte sich, aber er schwieg.

„Machen wir ein Ende!" sagte die Gräfin in verändertem Ton. „An dem Tage, an dem eine nicht standesgemäße Ehe des Grafen Siegfried, — gleichviel, mit wem? — vollzogen und das Testament gerichtlich deponirt ist, — an diesem Tage verbrenne ich gewisse, in meinem Besitze befindliche Papiere und zahle Ihnen baar die Summe von zehntausend Mark aus. Genug für heute!"

Der Sekretär erhob sich; sein Antlitz war von aschfahler Blässe bedeckt. „Gnädigste Gräfin gestatten

noch einen Augenblick — übermorgen trifft Gräfin Andrea auf dem Hohenstein ein!"

Gräfin Ursula sprang auf, als sei der Blitz vor ihren Füßen eingeschlagen. „Woher wissen Sie das?"

Der Graf erhielt in Sternfeld die Postsachen. „Der Tausend!" sagte er zum Grafen Münchow. „Das trifft sich gut! Vetter Julius kommt übermorgen mit seinem Töchterlein! Wie gut, daß Siegfried gerade da ist!"

Die Gräfin hatte sich gefaßt. „Es ist gut!" Sie winkte Entlassung. Der Sekretär verbeugte sich und ging.

V.

Eine Stunde später war die ganze Schloßgesellschaft zum Abendbrot versammelt. Sonst war es nicht üblich gewesen, daß Melitta mit ihren Zöglingen an dieser Mahlzeit Theil nahm, allein Graf Siegfrieds Anwesenheit hatte auch hierin einen Umschwung gebracht. Graf Nikolaus hatte die Entdeckung gemacht, daß es Unsinn sei, Kinder von acht und neun Jahren ins Bett zu stecken, während noch die Sonne am Himmel stehe und so erging denn plötzlich der kategorische Befehl, dieselben hätten beim Abendbrot zu erscheinen und sich erst später zu Bett zu scheeren. Ob Graf Nikolaus von selbst auf diesen Gedanken gekommen war, oder ob die Gräfin ihm denselben eingeblasen hatte, darüber war er sich später freilich nicht klar.

Am heutigen Abend war Graf Nikolaus besonders guter Laune, er neckte den Sohn, er neckte die Er-

zieherin, er nahm Udo auf den Schooß und machte der Gräfin einige verbindliche Bemerkungen über ihr blühendes Aussehen, und als seine frohe Stimmung sich den andern mitgetheilt hatte, rückte er mit seiner großen Neuigkeit heraus.

„Setze die Gastzimmer in Bereitschaft, Ursula!“ wendete er sich an die Gräfin. „Vetter Julius kommt morgen und Andrea wird den Vater begleiten.“

Graf Nikolaus sah sich triumphirend um, aber er blickte auf lauter bestürzte Gesichter.

„Das kommt ja plötzlich — sehr plötzlich!“ sagte Gräfin Ursula langsam. „Ich wußte nicht, daß du die Verwandten erwartetest.“

Aber Graf Nikolaus ließ sich in seiner Freudigkeit nicht stören. „Siehst du, siehst du, Siegfried!“ wendete er sich an den Sohn. „So muß es kommen! Du wolltest nicht nach Schönburg fahren, und nun kommt Andrea her. Brauchst nicht roth zu werden! So ist's immer! Wenn man die jungen Damen vernachlässigt, laufen sie einem nach!“

„Aber, lieber Vater!“ begann Siegfried verwirrt, kam aber nicht weiter, denn Marciana rief mit ihrer scharfen, trockenen Stimme:

„Noch eine Tasse Milch, Fräulein Melitta, wenn ich bitten darf! Und Udo hat schon lange nichts mehr zu essen!“

„Nun, nun, sind alle einmal jung gewesen!“ fuhr der Graf Nicolaus fort, dem Sohne gutlaunig die Schulter klopfend. „Was Tausend! Man ist nur einmal jung, nicht wahr, Fräulein Melitta!“

Melitta stimmte gehorsam bei, sie füllte Marcianas leere Tasse und legte Udo ein frisches Stück Braten vor, während Graf Nikolaus munter fortfuhr:

„Siehst du wohl, Siegfried, das Fräulein stimmt mir bei! Das ist ein verständiges Mädchen! — Wenn Ihre Stunde geschlagen hat, Fräulein Melitta, so wenden Sie sich vertrauensvoll an mich! Brauchbare Menschen kann ich immer unterbringen, und — aber Sie werden ja ganz verwirrt! Nun, wenn Sie einem väterlichen Freunde etwas zu sagen haben, ich habe von acht bis zehn Uhr morgens Sprechstunde! Ha, ha, ha!“

„Ich dächte, Fräulein Melitta, Sie brächten jetzt die Kinder zu Bett!“ sagte die Gräfin trocken.

Melitta gehorchte froh und der Gräfin aufrichtig dankbar, und der Graf, dessen muntere Laune heute nicht zu erschüttern war, arrangirte mit seinem Sohne und Herrn Müller einen kleinen Scat in seinem Zimmer.

Die Kinder waren zu Bett gebracht. Udo schlief bereits, aber Marciana's wachsame Augen waren unverwandt auf die Erzieherin gerichtet. Melitta merkte es nicht. Sie saß am Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Was war geschehen? — Nichts, gar nichts! —

Noch vor wenigen Stunden hatte sie dort unten auf dem Rasen froh und leichtherzig den Federball geschlagen und alles um sie herum, Berg und Thal, Wald und Feld hatte eingestimmt in das reine volle Glück, das ihre Seele erfüllte.

Und nun?

Es hatte sich langsam gemacht, dies namenlose Glücksgefühl, es hatte ihre Seele durchzittert, bald wie ferner Glockenton, bald wie verklingende Aeolsharfen, bis es eingezogen war in vollem, jubelndem Strom, und ihre Seele erfüllt und emporgetragen hatte zu lichter Sternenhöhe. Sie hatte sich nie gefragt, woher es kam, sie hatte nie gebangt, wohin es führen möchte, sie hatte sich von dem Strome tragen lassen, unbewußt, in seliger Hingebung — bis — bis der gutmüthige, rohe Scherz des Grafen, ihres Brotherrn, ihr die Augen geöffnet hatte!

War es denn geschehen? War es zu spät, schon zu spät! Mußte sie es sich gestehen, mit brennenden Wangen gestehen, daß sie liebte?

Wer war sie denn, daß sie es wagte, die Augen zu dem Manne zu erheben, der über ihr stand, so hoch, in so lichter, unerreichbarer Ferne, wie die Sterne über ihrem Haupt!

Ja, wer war sie, was war sie? Und während sie aufblickte zu den blinkenden Sternen, kehrte ihr

Geist in die Gefilde ihrer Kindheit zurück. Sie sah sich wieder in dem kleinen Heimathstädtchen, das Kind des Lehrers, bestaunt, bewundert wegen seiner Schönheit, und selbst in liebevoller Bewunderung aufsehend zu dem einzigen älteren Bruder, an dem ihr Kinderherz mit leidenschaftlicher Liebe hing. Es war ein einfaches Nestchen gewesen, in dem sie aufwuchs, aber warm und weich durch Glück und Liebe. Dann aber hatte das Unglück an die bescheidene Pforte des alten Lehrers gepocht. Die Mutter war in Siechthum verfallen und gestorben und dann — dann . .

Und sie, die Lehrerstochter aus dem kleinen fernen Städtchen, sie, die Schwester eines Mannes, der nichts als Unglück und Schmach über die grauen Haare des Vaters gebracht, sie, die alles, alles, alles von ihm trennte, — sie liebte den stolzen Erbgrafen von Heldberg-Hohenstein!

Ja, sie liebte ihn! Sie liebte ihn, den stolzen, schönen, herrlichen Mann mit dem freundlichen Lächeln und den gütigen Augen. Sie liebte ihn — der sich in wenigen Tagen mit der standesgemäßen Gattin verloben würde! Waren des Grafen Scherze und Andeutungen denn nicht unzweifelhaft gewesen? Und dann, — ja dann mußte ihre Liebe eben sterben!

Das mußte so kommen, und es war ja auch gut so, ganz gut!

VI.

Zwei Tage später rollten Equipagen in den Hof des Hohenstein — die gräflichen Gäste waren angekommen. Sehr zum Aerger des Grafen Nikolaus hatte sich der bisher so strahlende Himmel gerade an diesem Tage mit Wolkenschleiern zu verhüllen begonnen und als die Wagen in den Schloßhof rollten, fielen die ersten Regentropfen herab. Zum Ueberfluß beeilte sich ein diensteifriger Beamter, gerade in diesem Augenblick die Fahne einzuziehen, sodaß das stolze Reichsbanner von den Zinnen verschwand, als die Gäste ausstiegen. Das war nur ein kleines Versehen, aber während es auf die beiden dem zweiten Wagen entstiegenen Väter entschieden verstimmend wirkte, hob es dafür die Laune der Insassen des ersten. Gräfin Andrea sprang lachend und leichtfüßig heraus, ohne von Siegfried's gebotener Hand Gebrauch zu machen und rief:

„Der Hohenstein macht uns ein unfreundliches Gesicht, Oheim! Regen, Wind und Trauerfahnen zum Empang!“

„Ich hoffe, theure Nichte, daß die Freundlichkeit der Menschen die Unbilden der Witterung wieder gut machen wird!“ sagte Graf Nikolaus galant, während er in seinem Herzen den unberufenen Eifer des Fahnenretters verwünschte. „Und nun nochmals: Willkommen, herzlich willkommen auf dem Hohenstein!“

Damit reichte er der jungen Gräfin den Arm, während Graf Julius Kroneck die Gräfin Ursula führte. Graf Siegfried folgte den voranschreitenden Paaren durch die Spalier bildende Dienerschaft. Er blickte auf die schwarzen Wolken, die den Horizont umlagerten. Gott sei Dank!“ dachte er. „Sie werden nicht lange bleiben!“

Melitta hatte das Eintreffen der Gäste von einem verborgenen Fenster aus beobachtet. Die persönliche Erscheinung der jungen Gräfin hatte sie ein wenig enttäuscht. Sie war auf eine hohe, imposante Gestalt, regelmäßige Züge von kalter Schönheit und unnahbares Wesen gefaßt gewesen. Von alledem hatte die wirkliche Gräfin Andrea nichts. Eine kleine, zarte, kindliche Gestalt, ganz in einen dunklen Reisemantel gehüllt, ein graues, mit einem blauen Schleier geschmücktes Filzhütchen, unter dem ein kleines, blasses,

unregelmäßiges Gesichtchen kaum zu sehen war, — das war weder imposant noch unheimlich, und Melitta athmete leichter. Dann aber kehrte das Bangen zurück, das herzbeklemmende Bangen, das in diesen Tagen nicht von ihrer Seele gewichen war. Sie hatte die Kinder ankleiden lassen und selber Toilette gemacht. Nun waren die Gäste in ihren Zimmern, Klingeln ertönten, Dienstboten liefen geschäftig hin und her. Dann wurde es still. Marciana und Udo wurden abgerufen, von ihr hatte man nichts gesagt. Sollte sie bleiben, sollte sie gehen? Ersteres konnte prätenziös, letzteres aufdringlich erscheinen. So entschloß sie sich zum Bleiben. Sie nahm ein Buch und wollte lesen. Vergebliches Bemühen! Sie konnte ihre Gedanken nicht sammeln.

Da unten im Saale war die Familie versammelt, der Kreis der Auserwählten und Verwandten, zu denen sie nicht gehörte! Sie wollten unter sich sein. Natürlich! Vielleicht war das inhaltschwere Wort schon gesprochen, vielleicht Siegfried und Andrea schon verlobt, vielleicht —

Es pochte, — die Gräfin ließ Fräulein Melitta bitten, sofort zu kommen, die Herrschaften seien im kleinen Salon versammelt. Melitta gehorchte.

Unten in den sonst so streng verschlossenen Sälen strahlte ihr das Licht der Kronleuchter entgegen, ein

blendender, verwirrender Glanz. In einem kleinen Lehnstuhl ruhte Andrea von den Anstrengungen der Reise aus, Graf Siegfried stand hinter ihr, seine hohe Mannesschönheit gehoben durch die Uniform, die er hier noch nicht getragen. Die Hand leicht auf die Lehne ihres Stuhls gestützt, lachte und plauderte er mit dem graziösen Wesen, das nun, des Reiseanzugs entledigt, in einer einfachen, doch gewählten Abendtoilette einen ganz andern Eindruck machte.

„Fräulein Berger, die Erzieherin meiner Kinder!“ sagte Gräfin Ursula vorstellend.

Der schöne, weißhaarige Mann, der mit dem Grafen Nikolaus in der Fensternische sprach, unterbrach seine Unterhaltung, um Melittas Existenz mit einem flüchtigen Kopfnicken anzuerkennen. Dann nahm er den Faden des Gespräches wieder auf. Gräfin Andrea dagegen richtete sich ein wenig aus ihrer halb liegenden Stellung auf, fixirte Melitta mit einem fragenden Blick ihrer großen, grauen Kinderaugen, stand auf und sagte mit herzgewinnendem Lächeln: „Bitte, liebe Tante, willst du mich mit dieser jungen Dame bekannt machen?“

„Gräfin Andrea Kroneck, meine Nichte!“ stellte die Gräfin etwas verwundert vor.

„Ich hoffe, lieber Oheim, daß die Kinder während

unserer Anwesenheit Ferien haben?" wendete sich die junge Dame an den Grafen Nikolaus.

„Wie du willst, liebe Nichte!" erwiderte er verbindlich. „Nur fürchte ich, daß du dir damit eine große Last auferlegst, denn du wirst die beiden Poltergeister nun nicht los werden!"

„Wir werden sie auch ohne Stunden im Zügel zu halten wissen, das Fräulein und ich," sagte Andrea, Melitta die Hand reichend.

Melitta verneigte sich; sie wußte nicht, sollte sie sich ärgern oder freuen über diese Kinderhände, die so sorglos die strenge Hausordnung des Hohenstein zerstörten. Seit den sechs Monaten, die Melitta im Schlosse zugebracht, hatten die Kinder nicht einen freien Tag gehabt.

Man setzte sich. In echt chinesischen Tassen wurde Thee servirt und leichtes Backwerk dazu herumgegeben, die Vorläufer zu der substanziellern Mahlzeit, die ihrer im Eßzimmer harrte. Die junge Gräfin bemerkte alles. Sie bewunderte die Kostbarkeit der Tassen und fragte die Gräfin, woher sie ihren vortrefflichen Thee beziehe. Sie versicherte, sie werde sich gleich morgen von der Mamsell das Rezept zu den ausgezeichneten kleinen Kuchen geben lassen, denn der Papa liebe solche leichte Näschereien, wenn er es auch nie zugestehen wolle. Und dabei sah sie ihren Vater

mit so allerliebster Schelmerei an, daß der alte Herr ihr entzückt die kleine Hand streichelte. Sie redete mit der Gräfin verständig über die Schwierigkeit, gute Wirthschafterinnen zu finden und wendete sich endlich mit dem Lobe dessen an den Grafen Nikolaus, was demselben am meisten am Herzen lag; sie pries den Hohenstein, seine malerische Lage, seine alterthümliche Schönheit.

„Ja, ja, es lebt sich gut auf dem Hohenstein," sagte der Graf geschmeichelt. „He, Siegfried, was meinst du?"

„Ich?" sagte Siegfried aus seiner starren Ruhe auffahrend. „Ich habe lange nicht auf dem Hohenstein gelebt!"

„Verzeih, lieber Oheim, aber leben möchte ich hier nicht!" warf Andrea ein. „Denn es spukt ganz gewiß auf dem Hohenstein!"

„Ja," rief Udo, der bis jetzt respektvoll geschwiegen hatte. „Es war einmal eine Gräfin Heldberg, die hatte den Grafen nicht lieb, denn sie war einem anderen Manne gut. Sie hatte den Grafen aber nehmen müssen, weil die Väter es so gewollt —"

„Udo, du schweigst!" befahl Graf Nikolaus streng und Andrea setzte begütigend hinzu: „du kannst mir die Geschichte morgen fertig erzählen, wenn wir allein sind!"

Die eintretende Spannung wurde zum Glück durch den Diener gelöst, welcher der Gräfin eine Meldung zuflüsterte. „Wie sonderbar!“ sagte diese. „Das Gepäck ist angekommen; aber Ihre Jungfer ist nicht mitgekommen, liebe Andrea.“

„Aus einem sehr einfachen Grunde, liebe Tante,“ entgegnete die Dame. „Ich habe keine Jungfer mitgebracht.“

„Keine Jungfer mitgebracht!“ Selbst Udo stimmte in das allgemeine Erstaunen ein.

„Ja,“ sagte Graf Kroneck achselzuckend. „Sie wollte nun einmal nicht! Ich sehe mich schon Spitzen ausglätten und Rüschen einheften, denn sie selber thut es ja doch nicht!“

Man lachte, und Graf Nikolaus meinte beschwichtigend: „Nun, nun! Es werden sich wohl noch geschicktere Hände finden, als deine, Vetter Julius! Da ist unser Fräulein Melitta ebenso geschickt wie flink! Sie hilft wohl mit, wo's Noth thut!“

Melitta erblaßte. Also zur Kammerjungfer für die hochgeborene Schwiegertochter dünkte sie dem Grafen gerade gut genug! Aber die Qual einer Antwort wurde ihr erspart, denn Andrea rief etwas hastig:

„Wir Frauen lassen einander nicht im Stich, fürchtet nichts, ihr Herren! Fräulein Melitta und ich

werden uns gegenseitig in allen Kleinigkeiten aushelfen."

„Es wird mir eine Ehre sein, gnädigste Gräfin, Ihnen behilflich sein zu dürfen," sagte Melitta freimüthig. Die Sache hatte ihren Stachel verloren.

Als Melitta die Kinder an diesem Abend zu Bett brachte, sagte Marciana ihr Nachtgebet her und lag dann still; Udo dagegen war aufgeregt. Er hatte Wein getrunken und der ungewohnte Genuß hatte ihn schwatzhaft gemacht. „Komm zu mir, Melitta, ich will dir etwas erzählen!" bat er. „Du mußt dich auf mein Bett setzen und mir die Hand geben, so!"

Melitta that ihm den Willen, in der Hoffnung, ihn zu beruhigen, und der Knabe fuhr fort: „Weißt du wohl, daß wir bald Hochzeit feiern werden?"

„So?" scherzte Melitta. „Willst du Hochzeit halten?"

„Nein," erwiderte der Knabe ernsthaft. „Ich nicht! Ich will dich ja heirathen, Melitta, wenn ich erst groß bin! — Aber Siegfried und Andrea werden Hochzeit halten!"

„Wer hat dir das erzählt?"

„O, mir hat es keiner erzählt, aber ich habe es gehört! Die Martha hat den Jakob gefragt, ob nun Verlobung gefeiert würde und da hat der Jakob gesagt: was Verlobung? Die sind verlobt von Kindesbeinen

an. Hochzeit wird gehalten! Und ich habe Siegfried sehr lieb, er hat mir meinen Hans geschenkt und — und“

Und der kleine Schwätzer entschlief.

Melitta stand behutsam auf. Sie sind verlobt von Kindesbeinen an! dachte sie. Es war sehr still in ihr geworden.

VII.

Der erste Tag der Anwesenheit der Gäste ließ sich besser an, als man nach dem regnerischen Vorabend erwartet hatte. Leichte Nebel und Dunststreifen, die den Horizont am Morgen verhüllt hatten, wichen allmälig den Strahlen der Sonne und sanken als blinkende Thautropfen zur Erde nieder. Man konnte das Frühstück auf der Terrasse im Freien einnehmen, eine Neuerung, die Andrea zu Ehren eingeführt wurde.

Jedoch die junge Dame erschien nicht zur festgesetzten Stunde am Frühstückstisch. Man wartete ein wenig, endlich sprang Udo davon, die Säumige zu holen, kehrte jedoch bald bestürzt zurück und meldete, das Zimmer sei leer.

„Laßt sie, laßt sie!“ sagte Graf Julius endlich. „Andrea will nun einmal ihre eigenen Wege haben. Lassen Sie uns zu unserm Kaffee kommen, theure Cousine; mag sie den ihren kalt genießen.“

„Die junge Dame scheint etwas eigenmächtig geworden zu sein!“ bemerkte Graf Nikolaus mit einem finstern Zusammenziehen der buschigen Brauen.

Graf Julius lachte, während er den Kaffee aus Melitta's Hand entgegennahm. „Möchtest du mir nicht das Geheimniß anvertrauen, Nik, wie man eine einzige, mutterlose Tochter erzieht?“ fragte er gutmüthig. „Mehrere Kinder schleifen sich gegenseitig ab, und ein Junge — bah, wo man die Reitpeitsche anwenden darf, ist der Appell leicht hergestellt! Aber ein Mädel! — Anrühren darf man das nicht, man könnte es auch gar nicht übers Herz bringen! Bei einem strengen Wort bricht das in maßlose Thränen aus, bei einem zweiten in maßloses Lachen. Der Erzieherin gegenüber hält sich das die Ohren zu, und läuft fort. Man erschrickt, man ärgert sich, und schließlich läßt man das Ding laufen, wie's Gott gefällt. Andrea ist gut, das ist die Hauptsache!“

Zum Glück für des Grafen Julius laxe Erziehungsprinzipien stand die Vermißte, wie vom Himmel gefallen, plötzlich unter ihnen. Mit der einen Hand ließ sie ihren Reisehut an seinem langen, blauen Schleier tanzen, in der anderen hielt sie einen mächtigen Strauß frischgepflückter Wiesenblumen.

„Guten Morgen, meine Herrschaften!“ rief sie, Hut und Blumen auf den nebenstehenden Gartentisch

werfend. „Ich sehe, ich komme zu spät und es haben sich schon Gewitterwolken über meinem schuldigen Haupte aufgethürmt. Armer Papa!“ und sie küßte dem Vater demüthig die weiße, wohlgepflegte Hand. „Du hast meine Unart wieder ausbaden müssen! Verzeih' mir's, denn bessern werde ich mich schwerlich. Guten Morgen, gestrenger Onkel; vergieb, daß ich deine strenge Hausordnung mißachtet habe. Darf ich jetzt um meinen wohlverdienten Kaffee bitten, theure Tante?“

Sie zog ihren Stuhl, der zwischen den Grafen Nikolaus und Siegfried leer gelassen worden war, heraus und schob ihn zwischen Melitta und Udo.

„Wer zu spät kommt, verdient keinen Ehrenplatz, ich bin heute auch ein bestraftes Kind, Udo!“ plauderte sie weiter. „Wißt ihr, wo ich herkomme? Aus dem Borkenhäuschen vom Onkel Lebrecht!“

„Aber liebes Kind, warum hast du denn nicht gesagt, daß du den Vetter sehen willst?“ rief Graf Nikolaus. „Wir hätten ihn ja einladen können!“

„Mit deiner gütigen Erlaubniß, Onkel, das habe ich selbst besorgt!“ fuhr Andrea ungenirt fort. „Er wird heute um zwei auf dem Schlosse diniren. Das ist doch noch die übliche Essensstunde, liebe Tante?“

„Jawohl, liebes Kind, nach wie vor!“ versetzte die Gräfin etwas betroffen. Es geschah der Gräfin

Ursula nicht leicht, daß andere Leute ihre Gäste bestimmten.

„Also ist es dir gelungen, den alten Griesgram aus seiner Höhle zu locken, Wettermädel, du!" rief Graf Julius erstaunt.

„Verzeih, Papa, er ist kein Griesgram, sondern ein ganz vortrefflicher Mensch!" fuhr Andrea fort. „Uebrigens habe ich mich natürlich verirrt, — ich verirre mich nämlich immer. Ein angenehmer junger Mann zwischen zwei und zwanzig und zwei und sechzig hat mir wieder auf den rechten Weg geholfen. Er nannte sich Müller und behauptete, zu den Schloßbewohnern zu gehören. Kennst du das Individuum, lieber Onkel?"

„Mein Sekretär!"

„Warum sagt er das nicht gleich, anstatt sich so charakterlos Müller zu nennen! Müller! Wer ist Müller!"

„Dasselbe," versetzte Graf Julius, der an die capriciösen Ergüsse seiner Tochter gewöhnt war, „kannst du von allen bürgerlichen Namen sagen. Ob dir nun ein Müller, ein Schulze, ein Schmidt oder ein Schneider vorgestellt wird, der Name sagt dir nie, auf welche Rangstufe der Gesellschaft diese Herren eigentlich gehören."

„Darum," bemerkte die Gräfin Ursula, „legen

bürgerliche Personen auch so hohen Werth auf ihre Titel! Müller sagt nichts, wie Sie ganz richtig bemerken, liebe Nichte. Doktor, Professor oder Geheimrath Müller bestimmt die soziale Stellung schon so ziemlich. Uebrigens wußte ich nicht, daß unser Müller Morgenspaziergänge liebt!"

„Er strich in der Gegend des Birkenhäuschens herum und schien dort sehr bekannt zu sein!" entgegnete Andrea.

„Sollte er Verkehr mit Lebrecht haben?" fragte Graf Nikolaus etwas betroffen. „Ich habe das nie gehört."

„Bestimmt nicht!" versetzte Andrea mit größerem Ernst, als sie bis jetzt gezeigt hatte. „Dieser alte Jüngling oder junge Greis kann Onkel Lebrecht nicht sympathisch sein. Verzeih, lieber Onkel, aber Kinder und Narren haben ja das Vorrecht, die Wahrheit zu sagen! Ich kann nicht begreifen, wie du diesen Mann um dich dulden kannst! Seine Nähe erregt mir das Gefühl, als wenn mir Spinnen über die Haut kröchen!"

„Ich möchte bitten, unsere Beamten nicht in Gegenwart der Kinder und Dienstboten zum Gegenstande der Besprechung zu machen," sagte die Gräfin Ursula leise und in französischer Sprache.

„Ich bitte um Verzeihung, liebe Tante," erwiderte Andrea mit unerschrockener Freimüthigkeit. „Vielleicht

thue ich ihm Unrecht, aber, kurz und gut, er sah mir nicht aus, als wenn er Veilchen suchte!"

„Das thut er auch nicht!" unterbrach Siegfried plötzlich sein bis jetzt beobachtetes Schweigen.

Graf Nikolaus sah den Sohn scharf an. „Du scheinst über Herrn Müller sehr orientirt zu sein, Siegfried!"

„So ziemlich, ja!" sagte Siegfried finster.

Nun stockte die Unterhaltung und alle athmeten erleichtert auf, als der kleine Udo rief: „Du mußt jetzt mit mir kommen, Andrea, und meinen Hans ansehen! Das ist nämlich mein Pony, das mir Siegfried geschenkt hat. Vor acht Tagen ist es angekommen, und es ist falb, und hat einen langen schwarzen Schwanz und eine schwarze Mähne!"

„Ich will kommen," scherzte Andrea, froh, wieder in eine heitere Tonart zu kommen. „Aber nun sage mir erst, wen hast du lieber, deinen Bruder oder deinen Hans?"

Der Knabe sprang zu Siegfried und kletterte auf dessen Knie.

„Ich habe Siegfried lieber!" rief er, des Bruders Hals umschlingend. „Er hat mir meinen Hans geschenkt!"

„Sage mir einmal," fuhr Andrea lachend fort, wen hast du denn am aller-allerliebsten auf der ganzen Welt?"

Der Knabe glitt von des Bruders Knie herab, sah sich ernsthaft und gedankenvoll im Kreise um, und sagte dann sehr bestimmt: „ich habe zweie am liebsten, Siegfried und Melitta!"

„Nun, Fräulein Melitta," nahm Graf Julius verbindlich das Wort, „eine größere Anerkennung, als diese, kann Ihnen von den Lippen eines Zöglings nicht zutheil werden!"

„Udo ist ein gutes, dankbares Kind!" sagte Melitta, dunkel erröthend. „Wenn er noch ein wenig fleißiger lernen wollte, würden wir die besten Freunde von der Welt sein."

„Laß mich das nicht wieder hören, Patron!" rief Graf Nikolaus. „Du weißt, daß in meinem Zimmer Reitpeitschen stehen!"

„Ja Papa! ich wollte dich schon um eine bitten," sagte der Knabe unerschrocken, der sich auf Siegfrieds Knie geborgen fühlte. „Mein Hans will manchmal nicht pariren!" Man lachte und die Spannung wich.

„Komm, Udo!" versetzte Andrea aufstehend und reichte dem Knaben die Hand. „Du sollst mir deinen störrischen Hans zeigen!"

„Aber Siegfried muß mitkommen!" beharrte Udo, der des Bruders Hand nicht losließ.

„Gewiß; und Fräulein Melitta auch!" verfügte Andrea, indem sie liebenswürdig Melitta's Arm ergriff

und die leise Widerstrebende fortzog. „Sträuben Sie sich nicht; ich habe Ihnen nicht umsonst Ferien verschafft, ich lasse Sie heute den ganzen Tag nicht von meiner Seite!"

Die Zurückbleibenden sahen ihnen nachdenklich nach. „Andrea scheint Gefallen an Melitta zu finden!" bemerkte Graf Nikolaus endlich.

Graf Julius zuckte die Achseln. „Eine ihrer Capricen! In diesem Falle finde ich ihren Einfall übrigens begreiflich; wo habt ihr dieses reizende Geschöpf aufgefunden?"

„Höchst einfach, durch ein Bureau!"

„Und wo stammt sie her?"

„O, ich weiß nicht; aus irgend einer kleinen Stadt, wo ihr Vater Lehrer war. Aber du hast recht, wir haben wirklich Glück gehabt. Sie ist eine kluge, bescheidene, junge Person, die unsern unnützen Jungen ohne Reitpeitsche zieht!"

Marciana war bei den Eltern geblieben und folgte dem Gespräch mit aufmerksamen Blicken. „Hole dir deine Handarbeit!" befahl die Gräfin ziemlich ungnädig. „Du weißt, ich liebe nicht, wenn du unbeschäftigt bist!"

Das Kind entfernte sich sofort und auch die Herren erhoben sich, um einen Ritt nach der Fabrik Neu-

münster zu unternehmen. „Kommt Siegfried mit?“ fragte Graf Julius.

Von der Zinne des Thurmes klang Lachen und frohe Stimmen der jungen Gesellschaft herab. „Laß ihn, laß ihn!“ sagte Graf Nikolaus lächelnd. „Er ist wichtiger beschäftigt!“

Gräfin Ursula blieb allein auf der Terrasse zurück, ihr Antlitz war bleich, ihr Ausdruck düster. „Wie soll das endigen!“ murmelte sie. „Wie wird das endigen?“

VIII.

Die Mittagsstunde erschien; sie brachte nicht nur den Onkel Lebrecht, angethan mit schwarzem Rock und weißer Binde, sondern auch unerwartete Gäste. Der Rittmeister und zwei jüngere Officiere der in Sternfeld garnisonirenden Dragoner-Escadron waren eines Pferdekaufes wegen auf den Hohenstein gekommen und von dem Grafen gebeten worden, das frugale Mittagsmahl zu theilen. Die Aufforderung war von den Herren mit einigem Erstaunen angenommen worden, denn allzu große Gastfreundlichkeit gehörte nicht zu den Tugenden der Gräfin Ursula, allein in dieser Frühlingszeit nahm alles auf dem Hohenstein einen freieren und leichteren Charakter an.

Auch hatten die Herren keine Veranlassung, ihre Bereitwilligkeit zu bereuen. Das „frugale" Mittagsessen, zu dem sie aufgefordert worden waren, erwies sich als ein exquisites Diner, die Stimmung war gut,

und wurde durch reichlich genossene Weine noch erhöht. Selbst die Gräfin Ursula verlor etwas von ihrer sonstigen Unnahbarkeit und Onkel Lebrecht, dessen großer Liebling Andrea war, gerieth in ganz übermüthige Laune und versicherte, daß er sich nur ihr zuliebe seines Schlafrocks entledigt hätte.

„Aber einen Frack hast du doch nicht angezogen!" neckte Graf Nikolaus. „So weit versteigt sich deine Liebe doch nicht!"

„Frack!" wiederholte der Alte, seinen grauen, zerzausten Schnurrbart streichend. „Was ist ein Frack? Es ist nicht Rock, nicht Jacke, nicht Wamms. Es ist ein verstümmelter Rock, eine geschwänzte Jacke, ein abscheuliches Zwitterding! Ich habe ohne Frack gelebt, ohne Frack will ich sterben!"

„Nun denn, Onkel, so hättest du doch deine Uniform anziehen können," scherzte Siegfried.

„Schelm!" rief der Alte „Soll ich mich vor diesen jungen Herren zur Vogelscheuche machen? Nein, nein, es fehlt mir sonst nicht an Muth, aber den Muth, meine Uniform anzuziehen, hab' selbst ich nicht!"

„Sind Sie der Ansicht, Herr Graf, daß dazu ein besonderer Muth erforderlich wäre?" fragte der Rittmeister von Allenstein verwundert.

„Der Muth, der sicherlich Ihnen allen gebricht, meine jungen Kriegshelden, der Muth, sich lächerlich

zu machen!" fuhr Graf Lebrecht fort. „Den Muth, zu sterben, haben Sie, Herr Rittmeister, das Eiserne Kreuz auf Ihrer Brust zeugt davon, aber den Muth, einen Helm aufzusetzen, der dreißig Jahre lang im Futteral gesteckt hat und damit in diesen Saal zu treten — den hat keiner von Ihnen!"

Der Rittmeister von Allenstein schaute etwas bedenklich in sein Glas, in dem goldheller Rheinwein funkelte, und Lieutenant von Saling rief, den hübschen Kopf erhebend: „Gestehen wir es nur, Plettenberg, Graf Heldberg hat vollkommen recht! Wenn ich daran denke, was es für ein Schauspiel für uns Kinder war, wenn mein guter Vater nach jahrelangen Pausen seine Landwehruniform anlegte, so bekenne ich ehrlich, daß ich in solchem Aufzug weit lieber in den Tod ginge, als in einen Gesellschaftssaal!"

Die Herren stimmten ihm lachend bei und Andrea versetzte: „Das mit den dreißig Jahren muß doch Ihr Scherz sein, Onkelchen! Sie können doch unmöglich schon dreißig Jahre verabschiedet sein?"

„Es ist dreißig Jahre, seit ich die Uniform zum letztenmal trug, auf deiner Hochzeit war's, Nik! Vierzig, seit ich den unglücklichen Sturz that, der mich für mein ganzes Leben zum Krüppel machte. Na, thut nichts, — der steife Arm ist noch zum Barometer gut! — Sie sehen, liebes Kind, ich bin ein alter Mann und

gehöre einer vergangenen Zeit an, einer Zeit, die für Jean Paul schwärmte!“

„Ach, richtig!“ lachte Andrea. „Lesen Sie immer noch den „Titan“ zum Abendsegen?“

„Titan?“ fragte der Rittmeister von Allenstein verdutzt. „Ist das ein Andachtsbuch?“

„Titan? das Andachtsbuch kenne ich nicht!“ sagte Herr von Saling nachdenklich.

„Lesen Sie Andachtsbücher, Saling?“ fragte Herr von Plettenberg verwundert, der sich bis jetzt ziemlich schweigsam verhalten hatte.

„Das nicht!“ sagte der junge Mann unschuldig. „Ich habe sie meiner Mutter immer nachtragen müssen, aber der Titel ist mir nie vorgekommen!“

„Da siehst du, Lebrecht, wie wir Alten in die Rumpelkammer geworfen werden!“ scherzte Graf Nikolaus. „Das junge Geschlecht weiß überhaupt nichts mehr von Jean Paul und dem Titan und ist es uns nicht wie gestern, daß wir jungen Leute zusammenkamen, um den Titan zu lesen und Punsch zu trinken? Beides ist außer Mode gekommen.“

„Verzeiht, ihr alten Herren!“ nahm Siegfried das Wort, dessen sorgsame Erziehung ihn mit den Hauptwerken aller Zeiten bekannt gemacht hatte. „Ich glaube, wenn jetzt ein Kreis von jungen Offizieren zusammenkäme, um Jean Paul zu lesen, sie würden,

als der Geistesstörung dringend verdächtig, zum Abschied bestimmt."

„Und warum das, meine jungen Herren, warum das?" fragte Onkel Lebrecht. „Nichts für ungut, einem alten Militärkrüppel kann man ein gerades Wort zugute halten! Die jetzige Generation ist roher geworden, roher in ihrem Geschmack und in ihren Anschauungen. In einem gewissen Grade haben Sie die Fähigkeit für geistige Genüsse eingebüßt."

„Herr Graf, Herr Graf, wenn Sie mit mir in Wagner's „Nibelungen" gewesen wären, würden Sie nicht so über uns urtheilen!" rief Herr von Saling kläglich. „Einen geistigeren Genuß als diesen kann man sich wirklich nicht denken! Und das Theater bis zum letzten Platz besetzt, und alles in ehrfürchtigem, andachtsvollem Schweigen —"

„Während Sie die Beute der entsetzlichsten Langeweile wurden, armer Saling!" fiel ihm Herr von Plettenberg lachend in die Rede.

„Ich gebe zu, daß eine moralische Selbstverleugnung dazu gehört, die „Nibelungen" zu ertragen —"

„Nichts gegen Wagner!" unterbrach ihn Andrea lachend. „Sonst bekommen Sie es mit meinem Vetter Siegfried zu thun, Herr von Plettenberg, der seinen Namensvetter nicht im Stiche läßt!"

„Ich sehe schon, ihr jungen Leute wollt mich Alten

nicht zu Worte kommen lassen," fuhr Graf Lebrecht fort, „aber ein wenig müssen Sie mir schon noch Stand halten! Moquiren Sie sich ja nicht über uns Alte, die wir an Schiller und Goethe groß geworden sind und deren Kindheit und Jugend in die arme, knappe, harte Zeit nach den Befreiungskriegen fiel. Damals floß der Champagner nicht in Strömen, wir tranken auch nicht sechzehn Seidel echtes Bier an einem Abend. Wir rauchten unsere Pfeifen, lasen unsern Jean Paul, Schiller, Goethe oder Walter Scott, aßen ein belegtes Butterbrot und tranken ein Glas Punsch dazu. So war es damals, und wie ist es jetzt?"

„Nun," sagte Siegfried nachdenklich, „du gehst ein bischen hart mit uns um, Onkelchen, aber etwas Wahres ist schon daran. So harmlos amüsiren wir uns nicht mehr!"

„Ich will euch sagen, woher das kommt: weil ihr jungen Herren blasirt seid, blasirt bis auf den Grund der Seele!" rief Graf Lebrecht eifrig. „Und ist einmal einer noch frisch, tanzt gern, freut sich seines Lebens — er versteckt's wie eine Todsünde. Wer von euch mag noch ein klassisches Stück sehen, es sei denn, daß die Meininger ein modernes Ausstattungsstück daraus gemacht hätten! Die Operette und das Skatspiel, das ist jetzt an der Tagesordnung!"

„Du lieber Gott, Sie mögen wohl recht haben,

Herr Graf!“ sagte der Rittmeister, seinen blonden Backenbart streichend. „Aber, was soll man thun, besonders wir Kavalleristen in unsern jammervollen kleinen Garnisonen? Die Abende müssen nun einmal todtgeschlagen werden und das Skatspiel, das nebenbei bemerkt, verteufelt amüsant sein kann, ist doch noch tausendmal besser, als das Tempelbauen und sonstiges Hazardiren! Ich hadere mit niemandem, der abends seinen Schiller lesen kann, nachdem er den ganzen Tag im Sattel gewesen ist, ich bekenne aber, daß ich dabei unrettbar einschlafe!“

„Wie wär's, Onkelchen, wenn du uns im Borkenhäuschen literarische Zusammenkünfte gäbest?“ rief Siegfried. „Die Offiziere aus Sternfeld und die Schloßbewohner wären kein so übles Auditorium!“

„Einverstanden!“ stimmte der Alte bei. „Mit Punsch und Butterbrot, und wer einschläft, wird mit dem Fidibus gekitzelt!“

„Das ist mein Amt!“ rief Andrea muthwillig. „Es würde mir ein unendliches Vergnügen machen, Herr von Plettenberg, Sie Ihren sanftesten Träumereien zu entreißen!“

„Gnädigste Gräfin könnten unmöglich so grausam sein!“ versetzte der Angeredete zusammenfahrend. Er hatte mit seinen dunklen, stechenden Augen Melitta so

unverwandt angesehen, daß diese unter seinem Blick unwillig erröthet war.

„Wer ist eigentlich der alte Brummbär!“ fragte er seinen Kameraden von Saling, als die Gesellschaft nach dem Essen in jenen zwanglosen Gruppen herumstand, die den eigentlichen Reiz der Geselligkeit ausmachen. „Was stellt er hier vor, daß er sich so mausig machen darf.“

„Graf Lebrecht ist ein Vetter des Grafen, von einer unbemittelten Seitenlinie der Heldbergs,“ erwiderte der Angeredete. „Er ist Invalide, hat im Schlosse gewohnt, sich mit der jetzigen Gräfin nicht stellen können und ist deshalb in das Borkenhäuschen übergesiedelt. Ein famoser, alter Kerl, mitsammt seinen Strafpredigten! Wollen ihn mal besuchen, Plettenberg, wie?“

„Schon recht! Wenn wir Aussicht haben, den goldbraunen Engelskopf an seiner Seite dort anzutreffen! Sie scheinen unter der Sippe orientirt zu sein, Saling, wer ist das eigentlich?“

Das muntere Auge des jungen Mannes flog zu Melitta hinüber. „Ich denke, es ist die Erzieherin!“

„Was? der Bildungsengel des Hauses!“ rief Herr von Plettenberg ungeheuer enttäuscht, indem er seinen langen Schnurrbart bis zur äußersten Spitze drehte. „Ich dachte, es sei eine Freundin der Gräfin Andrea

oder — was weiß ich? irgend ein gesellschaftsfähiges Individuum! Verdammt hübsches Frauenzimmer! Wenn ich das gewußt hätte —"

„Nun, was dann?" fragte Herr von Saling in verändertem, kalten Ton. Aber sein Kamerad blieb die Antwort schuldig, er fuhr fort, seinen Bart zu drehen und Melitta anzustarren. Herr von Saling ging zu Siegfried.

Eine kleine Weile später stand Herr von Plettenberg vor Melitta, die in einer Fensternische mit Udo Bilder besah. „Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „ich hoffe gewiß nicht vergebens, wenn ich auf ein Lied von Ihren Lippen rechne?"

Er hatte eigentlich „schönen" Lippen sagen wollen, aber Melitta's schmerzlich betroffener Blick veranlaßte ihn, das Adjektiv zu unterdrücken. Sein Ton war sehr verschieden von dem, mit dem er der Gräfin Andrea geantwortet hatte.

„Ich muß sehr bedauern, ich — singe nicht!" erwiderte sie kurz und kalt.

„O, Melitta, du singst doch, und du singst sehr schön!" rief der Knabe.

„Nicht in Gesellschaft! Ich kann in Gesellschaft nicht singen!"

„Bah, als ob wir drei Leute eine Gesellschaft wären!" rief Andrea herbeieilend. „Natürlich werden

Sie singen! Hier sind Ihre Noten, und es ist sogar mein Lieblingslied darin: Früh, wenn die Hähne krähn —"

„Das soll ich singen, jetzt, hier singen?" rief Melitta bestürzt. „Doch — wie Sie befehlen, Gräfin!"

Andrea war betroffen, betroffen über das heftige Widerstreben und plötzliche Nachgeben Melitta's. Doch es blieb keine Zeit zu Erörterungen. Melitta präludirte mit einigen Accorden und sang:

Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flamme Schein,
Es sprühn die Funken,
Ich schaue so darein
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe!
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O, ging' er wieder!

Das Lied war beendet, die Sängerin erhob sich, allein es wurde keins der üblichen Beifallszeichen laut. Das war kein Gesang, wie er sonst im Salon gehört zu werden pflegt, wie ein heißer, wilder Schmerzensschrei war das Lied hervorgebrochen. Der Rittmeister starrte zum Fenster hinaus, die drei alten Herren, die bei Kaffee und Cigarre die Vortheile des Dampfbetriebes besprachen, unterbrachen sich und horchten auf, und auf Herrn von Plettenbergs Lippen erstarb das dreiste Kompliment, das er vorbereitet hatte in dem unwillkürlichen Ausruf: warum gehen Sie nicht aufs Theater?

Wieder sah Melitta mit jenem schmerzlichen Erstaunen auf, das ihr der ganz ungewohnte Ton des jungen Offiziers verursachte, doch die Antwort wurde ihr abgeschnitten, denn Siegfried sagte herb: „Sie hätten nie zur Bühne gehen dürfen!"

Ein stolzer Trotz blitzte in Melitta's Augen auf, als sie fragte: „Und warum nicht, Herr Graf?"

„Herr von Plettenberg, bitte, kommen Sie einmal her!" rief Andrea vom Ecksopha aus. „Sie müssen mir diesen Raphael erklären, ich weiß, Sie verstehen sich darauf."

„Ich?" sagte der Angeredete bestürzt. „Gnädigste Gräfin, ich weiß nicht, wer mich so wohlwollend verleumdet hat!"

Siegfried und Melitta waren allein.

„Ich will es Ihnen sagen," sprach er weich und leise: „Wer so singt, wie Sie, der darf nicht vor fremden Ohren singen; — es schändet seine Seele!"

Ihre Augen ruhten ineinander, beide athmeten schwer. Der Salon des Hohenstein versank, sie waren allein, allein auf der weiten, weiten Welt.

„Famos, meine Gnädigste, ganz famos gesagt!" schnarrte Herr von Plettenberg mit wieherndem Lachen. „Nur leider antiquirt! In grauer Heldenzeit erschlug man Drachen und durchbrach man glühende Flammen für das Weib, das man liebte, in unserer nüchternen Zeit —"

„Fragt man nach der Mitgift, als wenn ich das nicht auswendig wüßte!" rief Andrea. „Vetter, Vetter Siegfried, kommen Sie mir gegen diesen unausstehlichen Spötter zuhilfe! Ist das Heldengeschlecht ausgestorben, das ein Weib zu erringen verstand, oder —"

„O, Cousine Andrea, ich denke, Sie können es sehr gut mit Herrn von Plettenberg aufnehmen, ohne mich!" gab Siegfried lachend zurück.

„Nun denn, ich glaube es, daß es noch Heldennaturen giebt!" sagte Andrea erregt. „Ihnen vor allen, Siegfried, traue ich es zu, daß Sie, Ihrem Namensvetter gleich, nicht Drachen, nicht Flammen scheuen würden!"

„Du lieber Gott, Drachen können einen schließlich

blos verschlingen und Flammen verbrennen!“ meinte Herr von Saling bedenklich. „Das ist schließlich nicht viel schlimmer als ein Duell oder eine Schlacht. Aber ich muß an das denken, was Graf Lebrecht uns heute zu Gemüth geführt hat. Wer von uns hat den Muth, der öffentlichen Meinung zu widerstehen, die Nadelstiche zu ertragen, mit der die sogenannte gute Gesellschaft uns die Seele vergiftet? Dem Tode zu trotzen, ist nicht schwer, dem Hohnlächeln der Gesellschaft die Stirn zu bieten, ist den meisten unmöglich.“

„Sie haben recht, Herr von Saling, vollkommen recht!“ sagte Andrea mit unterdrückter Erregung. „An unserer Halbheit, unserer moralischen Feigheit scheitert schließlich alles! Wenn wir nur einmal den Muth hätten, wirklich und ernstlich zu wollen, — oder nicht zu wollen, — es wäre manchem von uns geholfen!“

Sie verließ den Kreis und trat in die tiefe Fensternische. Siegfried folgte ihr. Er ergriff ihre Hand, küßte dieselbe und sagte leise: „Andrea, ich danke Ihnen für dieses Wort!“

„Ich bin ein Weib, ich muß mich mit dem Wort begnügen!“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Wäre ich ein Mann, — es sollten Thaten sein!“

„Ein Wort zur rechten Zeit ist eine That!“

Die Väter sahen das vertrauliche Gespräch. Sie deuteten es anders.

IX.

Zwei Tage waren vergangen, Graf Julius hatte mit seiner Tochter die Reise in das Nordseebad fortgesetzt. Die gewünschte und erwartete Verlobung hatte nicht stattgefunden, dennoch waren beide Väter nicht ohne Hoffnung. Siegfried und Andrea hatten sich einander entschieden genähert und waren als gute Freunde geschieden. Was jetzt nicht geschehen war, konnte jeden Tag eintreten.

Auf dem Hohenstein war jene Ruhe eingetreten, die ungewöhnlich aufgeregten Tagen zu folgen pflegt. Die Gäste waren fort, Graf Nikolaus hatte sie begleitet und wurde erst spät am Abend zurück erwartet. Die Gräfin hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, in dem sie niemals gestört werden durfte, und Melitta, deren regelmäßige Arbeit erst am nächsten Morgen wieder beginnen sollte, hatte die Erlaubniß erbeten und erhalten, den Grafen Lebrecht im Borkenhäuschen besuchen

zu dürfen. Gräfin Ursula hatte nicht nach dem Zweck dieses Besuches gefragt, jedoch mit grimmiger Befriedigung von Herrn Müller erfahren, daß Graf Siegfried sich zu einem weiten Spaziergang aufgemacht hatte.

Die Sonne stand schon tief, als Melitta das Borkenhäuschen erreichte. Es hatte ihr große Mühe gemacht, sich der Gesellschaft der Kinder zu entledigen, die sie durchaus begleiten wollten, und über ihren Versuchen, die Kinder zu beruhigen, waren die Stunden verstrichen. Und doch duldete das, was sie dem Grafen Lebrecht sagen wollte, keine Ohrenzeugen.

„Nun, Frauenzimmerchen, zu so ungewöhnlicher Stunde und allein?" sagte Graf Lebrecht, als Melitta bei ihm eintrat, und ließ seine Zeitung sinken. „Blaß und verweint, wie? — Nun, wo drückt der Schuh?"

Damit deutete er auf den Sitz, den sie gewöhnlich einzunehmen pflegte.

„Ich habe Briefe bekommen —"

Ihre Stimme brach. Sie sank schwer auf den Stuhl und ein gewaltsam unterdrücktes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Weiß schon!" nickte der Alte und auch um seinen grauen Schnurrbart zuckte es. „Die alte Geschichte!"

Melitta antwortete nicht sogleich. Der Alte näherte sich mit großen Schritten der Thür. „Anne Marie! Zwei

Tassen trinkbaren Kaffee!" befahl er. Dann nahm er seinen Platz wieder ein, rauchte in kurzen starken Stößen und murmelte dazwischen: „Quälen Sie sich nicht, Kind! — Was soll das ewige Unterdrücken! Weinen Sie! Weinen Sie sich aus! Hier ist Ihre Freistatt! — Und dann sprechen Sie!"

„Ich will's versuchen!" sagte Melitta, unter Thränen lächelnd.

„Recht so — ganz recht!" ermunterte er. „Und nun heraus damit! Was hat's wieder gegeben? Wer schreibt?"

„Der Vater!"

„Und was?"

„Daß Emil ganz verloren ist!" Es kam wie ein verzweifelter Schmerzensschrei von den widerstrebenden Lippen des Mädchens.

„Nun, nun, nun!" beschwichtigte der Alte, „so schnell giebt man den einzigen Sohn und Bruder nicht auf!"

„So schnell!" Sie war aufgesprungen und stand mit gerungenen Händen vor ihm. „Soll ich es Ihnen wiederholen, Herr Rittmeister, was wir, was ich gelitten habe um diesen meinen Bruder, meinen einzigen Bruder! Wie stolz, wie unsäglich stolz waren wir, der arme Vater und ich, auf den klugen, hübschen Jungen! Wie glaubten wir ihn verkannt, mißhandelt, als er aus der Schule verwiesen wurde, welche Hoffnungen setzten

wir nicht auf seine Studienjahre! Und nun — und nun —"

„Und nun?"

„Nun seh' ich, daß alles vergebens war, alles, alles, daß Emil nicht zu retten ist! Das kleine heilig gehaltene Kapital der Mutter wurde zuerst geopfert, dann der mühsam ersparte Nothgroschen aus besserer Zeit, dann alle kleinen Kostbarkeiten bis auf ein Armband der Mutter, von dem der Vater sich nicht trennen kann. Er that das Schwerste, er ließ mich unter Fremde gehen, auch mein Gehalt wanderte in Emils Taschen. Nun, dachte ich, müßten wir Ruhe finden, er hatte Anstellung gefunden, seine Schulden waren bezahlt. Und nun — nun —"

Ihre Stimme erstickte in neu aufsteigenden Thränen. „So fassen Sie sich doch!" schalt der Alte, dem die Augen auch nicht trocken blieben. „Mein Gott, Sie sind ja sonst ein vernünftiges Mädchen."

„Jetzt schreibt mir der Vater," fuhr Melitta tonlos fort, „daß er seine kleine Pension auf ein Jahr verpfändet habe, um Emil vor dem drohenden Selbstmord zu retten!"

„I, da soll ja doch das Donnerwetter dreinschlagen!" murrte Graf Lebrecht. „Ist denn der alte Mann rein toll und verrückt? Wovon soll er denn leben —"

„Und ich habe nichts mehr zu geben!" rief Melitta trostlos.

„Nun, nun Kind, sehen Sie mich nicht so verzweifelt mit Ihren Rehaugen an — wo es nur an Geld gebricht, kann der alte Lebrecht noch eine Weile aushelfen!" tröstete der Alte. „Dem Jungen gebe ich nichts. Wer sich in keiner Stellung bewährt und solches Herzeleid über Vater und Schwester bringt, der mag zum Teufel gehen, wohin er gehört, Punktum! — Der Vater aber soll nicht hungern. Sehen Sie nicht so erschrocken drein, Kind! Ich habe Geld, und ich will's geben, und um die Abzahlung brauchen wir uns nicht zu sorgen! Denn ich werde meine Kapitalien schwerlich verzehren, und ob an die Hohensteiner einmal tausend Mark oder auch ein paar tausend Mark mehr oder weniger zurückfallen, darauf kommt's nicht an! Das Geld aber schaffen wir — nun aber, wie fangen wir's an, daß es wirklich dem Vater zugute kommt und nicht dem — Sohn?"

„Ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt, Herr Rittmeister!" fuhr Melitta fort. „Der Vater hat unsere alte treue Dienerin entlassen, trotzdem dieselbe ohne Lohn bei ihm bleiben wollte. Er sagt, er wisse nicht, womit er die treue Seele satt machen solle! Und zum Ueberfluß will er gar unser Städtchen verlassen, wo ihn die Schande zu Boden drückt."

„Still, Kind, nichts mehr davon!“ fiel ihr der Alte ins Wort. „Siegfried kommt! Das übrige das nächste mal — und nun nehmen Sie sich zusammen!“

Die Blässe auf Melitta's Wangen war fliegender Röthe gewichen. „Graf Siegfried!“ und sie barg den Brief hastig in der Tasche ihres Kleides. „O um Gott, Herr Rittmeister, lassen Sie ihn nichts von meinem Elend wissen!“

Der Alte sah verwundert auf ihr geängstigtes Gesicht. „Nu, nu, der Junge beißt ja nicht!“ beschwichtigte er.

Sie konnte nicht mehr antworten. Siegfried trat ein. Er war vom raschen Gange erhitzt, seine frische, luftgebräunte Farbe, seine strahlenden Augen, der heitere Ausdruck seines männlich schönen Gesichtes erschienen dem gequälten Mädchen wie die Verkörperung alles Vornehmen und Schönen. Diesem Manne, der schon durch seine Geburt auf der Höhe des Lebens stand, mußten Sorge und Elend, die ganze trübselige Last, die sie durch das Leben zu schleppen hatte, für immer fern bleiben!

„Störe ich?“ fragte er. „Soll ich lieber gehen?“

„Wir sind im wesentlichen fertig und können jetzt in Gemüthsruhe unsern Kaffee trinken!“ sagte der Rittmeister nach augenblicklichem Schwanken. „Setzt euch, Kinder!“

„Sie gestatten mir wohl, daß ich mich entferne!“ erwiderte Melitta, nach ihrem Hut greifend. „Die Sonne ist untergegangen, und ich möchte noch vor Dunkelwerden das Schloß erreichen!“

Sie verneigte sich gegen Siegfried und wollte dem Grafen Lebrecht die Hand reichen, allein Siegfried sagte unmuthig: „Sie fliehen stets, wenn ich hier eintrete! Können wir denn nicht einmal eine Tasse Kaffee zusammen trinken? Man weiß im Schlosse, daß Sie hier sind und wird davon überzeugt sein, daß Sie der Onkel nicht allein gehen lassen wird!“ und leiser setzte er hinzu: „Wir waren ja einst gute Freunde! Sollte ich mich Ihres Vertrauens unwürdig gemacht haben? Mein Urlaub läuft in wenigen Tagen ab und Ihre scheue Zurückhaltung kränkt den Onkel!“

Melitta kämpfte einen harten Kampf. Vernunft und Ueberlegung geboten ihr zu gehen, aber das Herz, das thörichte, junge Herz flüsterte ihr zu, zu bleiben, den holden berückenden Traum noch einmal zu träumen, vielleicht zum letztenmal! Wer im Schlosse bekümmerte sich um ihr Bleiben und Gehen? Wenn sie am nächsten Morgen nur pünktlich ihre Stunden begann. — „Ich werde bleiben!“ sagte sie und ergriff die Kaffeekanne, um den braunen Trank einzugießen, den Anne Marie gebracht hatte.

Und nun ruhte sie auf dem alten Großvaterstuhl

des Rittmeisters, die Sonne war gesunken, die Schatten der Mondnacht stiegen auf und legten ihren lindernden Balsam auf ihre Seele. Die Blumen am Fenster verloren ihre Farbe und hauchten um so stärkeren Duft aus, die Profile der beiden Männer hoben sich dunkel von dem hellen Fenster ab, ihre Stimmen klangen ihr ferner und ferner. Eine wonnige, wohlige Ruhe überkam die Müde. Denn Melitta rang und kämpfte nicht mehr. Sie gestand es sich, daß sie diesen Mann liebte, der wahrscheinlich schon der Verlobte einer anderen, ihr niemals angehören konnte. Doch diese Erkenntniß stimmte sie nicht traurig, nur ruhig, ganz ruhig, und in ihrer Seele war nur die Empfindung rege: o, daß es so bleiben könnte, für ewig, und ewig, und ewig.

„Es ist Zeit zum Aufbruch!“ sagte Graf Lebrecht jetzt deutlich und schreckt sie damit aus dem Traume auf, der ihre Sinne gefangen hielt. „Ich werde mich jetzt anziehen und mit euch gehen.“

„Wozu, Onkelchen!“ beredete ihn Siegfried, „bleibe du in Gottes Namen in deinem Schlafrock! Fräulein Melitta fürchtet sich nicht, mit mir allein zu gehen!“

„Ich bitte, Herr Rittmeister, machen Sie sich meinetwegen keine Mühe!“ sagte Melitta leise und zögernd. Wünschte oder fürchtete sie, mit ihm allein zu sein? Sie wußte es nicht!

„Na, Kinder, wenn's denn durchaus nicht sein soll,

so will ich zuhause bleiben," sagte der Alte, der herzlich froh war, seinen Schlafrock nicht mehr ausziehen zu müssen. Aber dann macht auch, daß ihr fortkommt!"

Und sie gingen. Der Vollmond goß sein bleiches Silberlicht über Berg und Thal, hier die Umrisse schattenhaft verschleiernd, dort sie scharf hervorhebend. Hoch und ernsthaft lag der Gipfel des Hohenstein vor ihnen, das Schloß überragt von dem mächtigen alten Thurm. Kein Laut rings herum, nicht ein Lüftchen wehte, auch die Natur schickte sich zu ruhigem Schlummer an.

Eine weite Strecke gingen sie schweigend neben einander her. Sie fühlten beide, daß sie diese Stunde nicht mit einer trivialen Unterhaltung entweihen konnten, und auszusprechen, in Worte zu fassen, was ihnen beiden das Herz bewegte, dazu war der Augenblick noch nicht gekommen.

Die Landstraße war zurückgelegt. Noch eine kurze Viertelstunde und das Portal des Hohenstein war durchschritten. Der Zauber der Maiennacht hatte sein Ende erreicht.

Siegfried blieb stehen. „Nein," sagte er. „So auf direkter Straße soll dieser Gang doch nicht enden! Wir wollen über den Altan gehen!"

„Ich kenne den Weg nicht, Herr Graf!" sagte sie gepreßt. „Ich bitte, wenn es ein Umweg sein sollte —"

Er sah sie mit einem stummen, traurigen Blick an, der es ihr unmöglich machte, fortzufahren. „Ich dachte, ich bildete mir ein, daß Sie ein wenig Vertrauen zu mir hätten!“ sagte er leise. „Nicht eben viel, nur gerade genug, um sich meiner Führung ohne Bedenken anzuvertrauen. Ich habe mich geirrt. Lassen Sie uns denn auf der Landstraße bleiben!“

„Sie mißverstehen mich, Herr Graf! Nur — ich muß vor Zehn im Schlosse sein —“

„Das sollen Sie auch!“ versetzte er plötzlich ganz übermüthig. „Nun kommen Sie!“

Er schritt voran und sie folgte schweigend. Der eingeschlagene Seitenpfad führte in wenigen Minuten in den Schloßpark, der, ohne Umzäunung, allmälig in Wiesen und Felder verlief. Draußen auf der offenen Straße hatte sie nur das beruhigende Gefühl seiner Nähe gehabt, als jetzt aber der Pfad enger, die Gebüsche dichter wurden, als die Kronen der mächtigen Bäume sich inniger verschlangen und kaum noch hier und da ein zitternder Mondstrahl durch das dichte Geäst brach, da überkam sie eine bebende Furcht, eine bange Angst vor dem Manne an ihrer Seite.

Und als fühlte er, was in ihr vorging, sagte Siegfried sanft und beschwichtigend: „Nur noch wenige Schritte, und wir sind da!“

Sie antwortete nicht, aber ihre Hand zitterte in

der seinen. Dann lag auch das Dickicht hinter ihnen, sie waren anf dem Altan.

Nichts konnte zauberischer, märchenhafter sein, als der Anblick, der sich ihnen hier bot. Die Spitze des jäh und senkrecht hervorspringenden Felskegels war abgeplattet, eingezäunt und mit Ruhesitzen versehen worden. Ein weiter Blick öffnete sich von hier aus über das sich hinwindende Flußthal. Zur Linken stieg der Schloßgarten mit seinen Terrassen auf und den fernen Horizont schloß ein Kranz welliger Hügel in sanften Linien ab. Dichtes Buschwerk umgab das Plätzchen, Flieder und Jasmin strömten ihren betäubenden Duft aus, der weiße Blüthenstrauß des Schneeballs leuchtete geheimnißvoll in der Mondennacht.

Melitta's wirr fluthende Gedanken kamen zu einer plötzlichen Ruhe. Es war, als ob der Zauber der Mondnacht alles lösen wollte, was ihr bang und ungelöst die Seele bedrückte. Jetzt konnte sie den Ton ruhiger Unterhaltung anschlagen, der ihr vorher gefehlt hatte und gelassen versetzte sie:

„Graf Julius wollte die Nacht durch reisen; — mich freut, daß Gräfin Andrea so schönes Wetter hat!“

Sie hatte sich gesetzt, während er neben der Steinbank stehen geblieben war. Jetzt wendete er sich rasch, fast unwillig zu ihr. „Andrea,“ sagte er herb. „Ich dachte nicht an Andrea!“

Sein rauher Ton schüchterte sie ein.

„Die Gedanken der Zurückgebliebenen folgen den Abgereisten, besonders, wenn sie so liebenswürdig und anziehend sind, wie Gräfin Andrea!“ bemerkte sie schüchtern.

Er ging auf dem schmalen Raum auf und nieder, den Blick zu Boden geheftet. „Anziehend!“ sagte er bitter. „Für mich ist Andrea nicht anziehend!“

Sie wagte nichts mehr zu sagen, die bange Angst war wiedergekehrt. Das Herz klopfte ihr bis in den Hals, vor ihren Augen tanzten feurige Funken. Sie saß ganz still.

„Ich will nicht ungerecht gegen Andrea sein!“ fuhr er nach einer Pause in verändertem, ruhigem Tone fort. „In der Stellung, in der wir uns zu einander befinden, ist zwar jedes andere Gefühl ausgeschlossen, wir können uns nur lieben oder hassen. Und da ich sie nicht lieben konnte, habe ich bis jetzt geglaubt, sie zu hassen. Ich habe sie bisher zu gering geschätzt, sie ist bei weitem der gedankenlose Schmetterling nicht, für den ich sie gehalten habe.“

„Lassen Sie uns ins Schloß zurückkehren!“ bat Melitta aufstehend.

„Nein,“ sagte er. „Noch nicht. Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, Melitta!“

Ihre gefalteten Hände lagen im Schooß. „Ich bitte, lassen Sie uns gehen, Herr Graf!“

„Gleich! — Ich konnte und kann meine Cousine Andrea nicht lieben, Melitta, weil ich — Sie liebe!“

Der Boden schwankte unter ihren Füßen, Feuerflammen schlugen rund um sie auf und zerstörten den Zauber der Mondennacht.

„Herr Graf!“ rief sie angstvoll. „Um Gotteswillen, Herr Graf, warum sagen Sie mir das?“

„Weil ich Sie liebe, Melitta!“

War seine harte, rauhe Stimme socher Weichheit, solcher Innigkeit fähig?

„Herr Graf, Herr Graf, seien Sie barmherzig!“ flehte sie. „Ich darf solche Wort ja nicht hören. Ich bitte, verlassen Sie mich!“

„Nicht eher, als bis ich alles gesagt habe! — Willst du mein Weib werden, Melitta?“

Die Flammen waren erloschen, die Erde stand wieder fest, der Vollmond goß sein bleiches Silberlicht über Berg und Thal. Melitta schüttelte leise den Kopf. „Es kann ja nicht sein!“ murmelte sie. „Es kann ja nicht sein!“

Da neigte er sich über sie und zog ihr Haupt an sein Herz, nicht im Sturm der Leidenschaft, sondern ruhig, mit sanfter Gewalt.

„Vergiß, o vergiß die Welt, die sich fremd und

feindlich zwischen uns drängt!" bat er innig. „In dieser Stunde beantworte mir nur die eine Frage, Geliebte: Liebst du mich?"

„O Gott, mein Gott, gieb mir Kraft, verlasse mich nicht in dieser Stunde!" flehte Melitta in höchster Angst. „Ja, Graf Siegfried, ja, sei es denn gesagt, ich liebe Sie — und eben weil ich Sie liebe, muß diese Unterredung ein Ende nehmen, dürfen wir uns nie, nie wieder allein begegnen!"

„Du liebst mich!" jubelte er, „du liebst mich und konntest mich so lange zweifeln lassen! So sei denn gegrüßt, mein holdes Weib, Gräfin Heldberg-Hohenstein!"

Sie lag an seiner Brust, sie empfing seinen Kuß, ein zitternd hingegebenes Weib. „Gott, o Gott, sei barmherzig!" flüsterten ihre Lippen. „Lasse mich sterben in dieser Stunde! O führe mich nicht zurück in das Leben, in das harte, kalte, grausame Leben!"

„Kind!" flüsterte er, „thörichtes Kind, so weit sind wir noch nicht! Du wirst leben, Melitta, leben in meiner Liebe!"

Da richtete sie sich wieder auf. „Ich danke dir für dieses Wort, für diese Stunde!" sagte sie sanft und gefaßt. „Es war ein Traum, ein glückseliger Traum! Wir sind erwacht! — Laß uns das Andenken dieses Traumes bewahren im stillen Herzen! Eine Minute,

eine kurze, selige Minute waren wir gleich — jetzt bin ich wieder Melitta Berger, die arme Erzieherin, und du Graf Siegfried, der Erbgraf von Heldberg-Hohenstein!"

„Du bist mein, meine liebe Braut, bald mein liebes, liebes Weib!" rief er in frohem Uebermuth. „Und nun wollen wir ins Schloß zurückkehren, damit du nicht noch mit weiteren Grübeleien unser junges Glück zerstörst —"

Wenige Minuten später weilte das Mondlicht allein auf dem Altan, da raschelte es in dem Gebüsch und ein bleicher Mann trat auf den Platz, den die Liebenden verlassen hatten. Er schüttelte die geballte Faust gegen die dunkle, schweigende Masse des Schlosses, das sich scharf von dem hellen Nachthimmel abhob. „Du hast gesiegt, ränkeschmiedende, ehrgeizige Frau!" murmelte er. „Aber wartet, wartet! Wir wollen sehen, junger Siegfried, ob du der Mann dazu bist, dir dein Weib aus den Drachenzähnen und lodernden Flammen der Welt zu holen. Wir wollen sehen, wie lange dein frischer, froher Muth vorhält, du hochgeborner Grafensohn!"

X.

Melitta hatte eine schlaflose Nacht verbracht, aber es war nicht, wie schon so oft in ihrem jungen Leben, eine Nacht banger Qual, ungelöster Herzensangst gewesen. In wachender Wonne hatte sie die Stunden verrinnen sehen — die Dunkelheit mußte ja weichen und dann — dann kam ein neuer Tag, und wieder ein neuer. —

Sie hatte ja an Siegfrieds Brust gelegen, er hatte sie geküßt, sie seine Braut, sein liebes, geliebtes Weib genannt. — War das nicht genug, übergenug der Seligkeit für ihr banges, müdes Herz! Sie wollte ihn bitten, dem stolzen Vater noch nicht gegenüber zu treten. Einmal mußte es wohl geschehen, aber noch nicht, nur jetzt noch nicht! Wozu ihr Geheimniß, ihr zartes, süßes Geheimniß jetzt schon preisgeben, das niemand wußte, als der verschwiegene Mond.

Diesen ganzen Tag über bewegte sich Melitta in

traumhafter Seligkeit. Siegfried sah sie nicht. Sie erfuhr, daß er gleich nach Tagesanbruch mit dem Grafen Nikolaus in geschäftlichen Angelegenheiten über Land gefahren sei und erst am Abend spät zurückerwartet werde. Das war ihr lieb, — sie konnte sich nun erst sammeln und fassen, ehe sie ihm wieder gegenüber trat. Vielleicht gelang es ihr bis morgen, sich ein wenig an ihr Glück zu gewöhnen.

Nach Tische, — die einsame Mahlzeit mit der Gräfin und den Kindern war sehr einsilbig verlaufen, — brachte die alte Anne Marie ein Schreiben von dem Grafen Lebrecht. Es enthielt eine Summe, über deren Höhe Melitta erschrak. Der beigefügte Brief enthielt nur wenige Worte. Sie werde sich unterdessen wohl überlegt haben, was geschehen solle. Um jedem Bedenken ein Ende zu machen, bemerkte er ausdrücklich, daß er das Geld ihrem Vater schenke, — sie solle sich später getrost wieder an ihn wenden. Quittung sei nicht nöthig.

War Melitta schon über das Geld erschrocken, so erschrak sie noch mehr über den Inhalt des Briefes. Hatte sie doch in ihrem jungen Glück der Noth des Vaters fast vergessen! Ein Fremder mußte sie an ihre Kindespflicht erinnern! Gestern hatte sie noch ernstlich erwogen, ob es nicht am besten sei, den Hohenstein ungesäumt zu verlassen, und heute —

Endlich waren die Kinder zu Bett gebracht, der Tag beendet. Gräfin Ursula hatte sich in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen. Die unermüdlich thätige Frau rechnete und rechnete, und niemals war ein Fehler in ihren Berechnungen! Melitta war allein. Sie stand in dem Schulzimmer, das ihr heute nicht öde und trübselig schien, und nahm das Blättchen mit dem heutigen Datum vom Kalender ab. Der Tag ohne Siegfried war abgelaufen, dem morgen, übermorgen und immer weiter Tage mit Siegfried folgen sollten.

Sie lächelte, während sie das Blättchen zusammenrollte. War der Tag wirklich vorüber? Der Vollmond stand am Himmel, während der westliche Horizont noch von rothem Licht umsäumt war. Sie setzte sich an das Fenster, sie blickte dankbar zu dem Monde auf, leuchtete er doch dem Geliebten auf der langen Heimfahrt! Ob sie ihn heute noch sehen würde? Ach nein! Noch hatte sie ja kein Recht, seine Rückkehr abzuwarten, noch —

„Verzeihen Sie, Fräulein Berger, daß ich Sie hier zu stören wage! Ich war, wie Sie wissen, den ganzen Tag abwesend, und habe Sie nicht früher aufsuchen können!“

Im blassen Licht des Mondes stand Herr Müller, des Grafen Secretär, vor ihr.

Melitta war aufgesprungen. „Womit kann ich

Ihnen dienen, Herr Müller?" Ein kalter, ihr selbst unbegreiflicher Schauder überrieselte sie.

Der Sekretär schwieg. Er stand unbeweglich vor ihr und hatte seine kalten hellblauen Augen durchdringend auf sie geheftet. Melitta's Kniee begannen zu wanken. „Womit kann ich Ihnen dienen!" wiederholte sie.

„Die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, dürfte einige Minuten in Anspruch nehmen und Sie — hm — vielleicht ein wenig erregen!" sagte er endlich mit sehr sanfter Stimme. „Es wäre vielleicht wünschenswerth, wenn Sie sich — setzen wollten!"

„Foltern Sie mich nicht!" brach Melitta angstvoll aus. „Was — was ist geschehen? Sagen Sie, was gesagt werden muß, und martern Sie mich nicht!"

Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und rieb sich langsam die Hände, während er ihr unverwandt in die Augen sah — der Blick der Schlange, die das flatternde Vögelchen betäubt. „Beruhigen Sie sich, seien Sie ganz ruhig, verehrtes Fräulein!" sagte er mit jener fürchterlichen Gelassenheit, die ihr qualvoller war, als Heftigkeit. Meine Mittheilung betrifft nicht eigentlich Sie, wenigstens nur mittelbar. Der Graf Siegfried —"

„Ist er todt?" Melitta packte seinen Arm in Verzweiflung.

„Noch einmal, theures Fräulein, beruhigen Sie

sich! Graf Siegfried ist wohl und munter und wird wohl eben jetzt im Deutschen Hause in Sternfeld soupiren. — Man ißt nicht schlecht im Deutschen Hause, und große Herren, wie unsere Grafen, sind in dem Punkte verwöhnt, —"

„Zur Sache, wenn ich bitten darf!"

Der Sekretär weidete sich einen Augenblick am Anblick seines Opfers.

„Zur Sache denn!" fuhr er fort. „Jedoch muß ich voranschicken, daß meine Mittheilung den Bruch eines Amtsgeheimnisses enthält. Sie dürfen von demselben niemals Gebrauch machen; — versprechen Sie mir das?"

„Ehe ich mich durch ein Versprechen binde, dessen Tragweite ich in keiner Weise übersehen kann, möchte ich Sie fragen: Ist dieser Bruch Ihres Amtsgeheimnisses so durchaus nothwendig?"

Das Mondlicht fiel in breitem Strome auf das bleiche Antlitz des Sekretärs. Herr Müller rieb sich die Hände und lächelte, es war ein ganz kleines, ganz ruhiges Lächeln. „Meine Mittheilung, deren Nothwendigkeit vielleicht auch ich nicht ganz übersehen kann, betrifft den Grafen Siegfried!"

Melitta setzte sich, sie sprach kein Wort, aber eine Bewegung ihrer Hand deutete an, daß sie hörte.

„Das Testament des Grafen Nikolaus, ein ge-

wichtiges, lange in Erwägung gezogenes Dokument — ist gemacht. Im Fall einer nicht standesgemäßen Heirath ist Graf Siegfried — enterbt!"

Er sprach langsam, aber mit durchdringender Deutlichkeit. Sie erhob den Kopf, ihre Augen begegneten sich. „Ist das ganz — ganz gewiß?" Es war ein gebrochener, schluchzender Laut in ihrer Stimme.

Er lächelte wieder sein stilles, überlegenes Lächeln. „Ich bin des Grafen Nikolaus, unseres Herrn, Privatsekretär! Graf Siegfried ist alleiniger Erbe; im Falle einer nicht ebenbürtigen Heirath — oder — lächerlich, eine solche Eventualität vorzusehen! — im Falle, daß er ein entehrendes Verbrechen begeht, tritt der kleine Graf Udo an seine Stelle!"

Melitta hob wieder den Kopf, der ihr schwer auf die Brust gesunken war. „Kennt Graf Siegfried seines Vaters Testament?"

„Der Inhalt dieses Dokumentes ist nur drei Menschen bekannt: dem Grafen, der Gräfin und mir!"

„So muß Graf Siefried ihn ungesäumt erfahren."

„Das darf er nicht, denn damit werde ich zu einem eidbrüchigen Diener, der seines Amtes verlustig ist!"

Eine Pause trat ein, eine bange, schwere, dumpfe Pause. „Und was geschieht, wenn Graf Siegfried enterbt wird?"

„Der kleine Graf Udo wird Erbgraf und Graf

Siegfried hat sich mit einer für seine Verhältnisse kleinen Rente zu begnügen."

„Und der Hohenstein —"

„Fällt an den Grafen Udo!"

Melitta rang in stummer Angst die Hände. „Rathen Sie mir, helfen Sie mir, was soll ich thun!" brach es endlich von ihren Lippen.

Der Sekretär zuckte die Achseln.

„Graf Siegfried wird zu wählen haben zwischen dem Weibe, das er liebt, und der Stellung, zu der er geboren ist! Ich kenne den Grafen — er wird seinem einmal gegebenen Wort treu bleiben!" Er verneigte sich und wollte gehen.

„Bleiben Sie! Rathen Sie mir! Was soll ich thun?"

„Was Sie müssen!"

„Fertigen Sie mich in dieser Stunde nicht mit dunklen Orakelsprüchen ab!" rief sie qualvoll. „Wem soll, wem kann ich mich anvertrauen! Der Gräfin?"

„Die Gräfin Ursula feiert in der Stunde ihren höchsten Triumph, in der der Stiefsohn die Erbfolge verliert, die dem eigenen Sohn anheimfällt! Die weiße Taube hat ihre Schuldigkeit gethan. Der Edelfalk ist in die Falle gegangen!"

Melitta war entsetzt zurückgetaumelt und hatte ihre Augen mit der Hand bedeckt. Ein Abgrund hatte

sich vor ihrem innern Blick aufgethan, ein Abgrund in den sie nicht hinabzuschauen wagte.

Er neigte sich über sie, sie fühlte seinen glühenden, Athem an ihrer Wange. „Sehen Sie nun, Melitta, wozu man Ihre Schönheit, Ihre mädchenhafte Reinheit benutzt hat?“ flüsterte er. „Der Lockvogel sind Sie gewesen, der den Grafen Siegfried von Haus und Hof locken sollte! Es ist geschehen! Aber lassen Sie sich nicht so mißbrauchen, Melitta, dulden Sie es nicht, daß die ränkevollen Pläne dieser Frau gelingen! Zerreißen Sie das Netz, das man um ihn und Sie gewoben hat! Die weiße Taube kann es, sie kann den Edelfalken frei machen!“

„Aber wie? Wie?“

„Vertrauen Sie sich mir an, Melitta! Sie haben recht, hier haben Sie keinen andern Freund! Die Gräfin will des Grafen Siegfried Untergang — nur ich durchschaue das ganze Gewebe! Ich habe mein Schicksal in Ihre Hand gelegt, legen Sie das Ihre in die meine: Wir sind schon durch unsere Stellung Verbündete, dem stolzen, hochmüthigen Grafengeschlecht gegenüber! Ein Wort von Ihren Lippen, und ich theile dem Grafen Nikolaus morgen in der Frühe unsere Verlobung mit. —“

„Unsere Verlobung! Lassen Sie mich solche Worte nie wieder hören!“

„Ich liebe Sie, Melitta, habe Sie geliebt vom ersten Tage an! Ich hätte Welten darum gegeben —“

„Still, o still!“ unterbrach Sie ihn. „Sie wissen es ja — ich weiß freilich nicht, durch welche höllische Kunst, — allein Sie wissen es ja, daß ich mit dem Grafen Siegfried verlobt bin!“

„Ja dann — dann habe ich freilich nur noch meine Glückwünsche auszusprechen! Noch einmal: handeln Sie, wie Sie müssen, Gräfin Heldberg!“

Er war gegangen, sie war allein mit dem Mondschein. Eine kurze Zeit lang saß sie unbeweglich, dann überkam sie etwas Neues, Unerhörtes, eine tolle Lachlust. Sie hätte lachen können, lachen über alles, alles, — am meisten über sich selbst. Aber sie durfte nicht lachen, hier nicht, wo man es hören konnte! Sie tastete sich an der Wand entlang zum Zimmer hinaus, die Treppe hinauf, in ihr eigenes, kleines Wohngemach, dessen Thür sie hinter sich verschloß und verriegelte.

Der Mond stieg höher und höher, er malte das Fensterkreuz auf den Boden des stillen Mädchenzimmers und das schwarze Kreuz fiel auf die Gestalt des jungen Weibes, das ausgestreckt am Boden lag. Melitta weinte und wimmerte nicht, auch die tolle Lachlust war ihr vergangen, sie lag regungslos ausgestreckt, nur dann und wann durchzuckte ein Schauer ihre jungen Glieder.

Dann fuhr ein Wagen donnernd über die Stein-

fliesen des Hofes und hielt vor dem Portale. Melitta richtete sich ein wenig auf, ein irres Lächeln zuckte um ihre Lippen. Das war er ja, nun war ja alles gut! Schritte erschollen die Treppe hinauf, gedämpfte Stimmen, unterdrücktes Lachen.

„Sachte, sachte, Siegfried, wir kommen spät!"

„Ja, ja, Vater, du hast recht —"

„Gute Nacht, mein Junge!"

„Gute Nacht, Vater; schlaf wohl!"

Die Thüren schlossen sich — es war alles still.

Melitta stand an der Thür, sie preßte ihre brennende Stirn an das kalte Holz. Schon hatte sie die Klinke mit beiden Händen umklammert — nein, nein, nein, das durfte nicht sein!

Etwas mußte geschehen, aber was?

Ja, was — Melitta zerwühlt in fassungsloser Qual ihr reiches, goldbraunes Haar, es hat sich aufgelöst — sie achtet es nicht. Der Mond ist höher gestiegen, weiter auf seiner unabänderlichen Bahn, das schwarze Kreuz ist verschwunden und plötzlich erfaßt Melitta eine Angst, eine rasende, sinnverwirrende Angst vor der Dunkelheit. Ihr ist, als müsse die Dunkelheit sie verschlingen, als sänke sie in den schwarzen Abgrund, tiefer und immer tiefer. —

Und dann hebt sich ein Haupt aus dem schwarzen, finsteren Abgrund, und sieht sie an, vorwurfsvoll und

klagend. Ach, es ist nicht das jugendschöne Haupt des Geliebten, es ist der Kopf eines alten Mannes! Spärliches Silberhaar umrahmt eine blasse, runzelvolle Stirn, die schmalen, eingesunkenen Lippen bedecken einen zahnlosen Mund. Ich darbe, und du hast mich vergessen! sagt der alte Mann mit gebrochener, schwacher Stimme. Um deine eigenen Sorgen und Freuden hast du vergessen, daß ich Noth leide, bittere Noth! Und die Augen schließen sich, wie die eines Sterbenden.

„Vater! Vater! Vater!" schreit Melitta auf und stürzt zu Boden.

Der erste fahle Dämmerschein des jungen Tages war angebrochen, als Melitta sich wieder aufrichtete. Ein neuer Tag war angebrochen — jetzt mußte sie handeln. Jetzt sah sie ihren Weg deutlich vor sich — es gab nur einen — das grause Traumbild der Nacht hatte ihn ihr gezeigt. Trennung! — Sie richtete sich auf, langsam, mühsam, sie war müde, ach, so müde, — aber sie überwand Müdigkeit und Schmerzen.

Noch war es fast dunkel, sie zündete Licht an. Die Kerze flammte auf, in ihrem Licht sah sie im Spiegel ein bleiches Gesicht, von wirrem Haar umgeben — ein fremdes Gesicht, das sie nie gesehen.

Sie wendete sich entschlossen ab — so durfte sie nicht aussehen! Um unbemerkt zu bleiben, mußte sie aussehen, wie andere Menschen auch, sich benehmen,

wie andere Menschen auch! Sie entkleidete sich, sie kühlte ihr todtblasses Antlitz in erfrischendem Wasser, sie ordnete ihr Haar, sie kleidete sich wieder an — so, jetzt durfte sie es wagen!

Sie mußte sehr schnell sein, sehr schnell, denn schon färbte sich der östliche Himmel mit jungem Morgenroth und die kleinen Vögel im Garten stimmten ihr Lied an. Ihr Geld, Uhr und Kette, des Grafen Weihnachtsgeschenk, ihre wenigen Schmucksachen packte sie in ein Täschchen, die nöthigsten Sachen in einen kleinen Handkoffer — nun war sie fertig. Eine einfache Jacke, ein dunkler Strohhut vervollständigten den Anzug. Am Schlafzimmer der Kinder zauderte sie einen Augenblick — sie hätte Udo gern noch einmal gesehen. Aber eine glühende Thräne hätte auf das schlafende Kind fallen können — sie bezwang sich und schritt vorüber.

Noch war es nicht völlig Tag geworden, der lange Korridor lag noch im dämmernden Grau der Nacht. Die breite Haupttreppe ließ sie liegen, sie huschte eine schmale Wendeltreppe hinab, an deren Fuß eine kleine Thür direkt ins Freie führte. Die Thür war verschlossen, aber der starke Schlüssel steckte im Schloß. Mit Aufbietung aller Kraft schloß sie auf, schob den schweren eisernen Riegel zurück — sie war im Freien.

Melitta befand sich an einer Stelle, die sie noch

nie betreten hatte. Die kleine Pforte führte direkt in den Wald, ein enger Fußweg, nur wenig betreten, stark verwachsen, führte steil bergab nach einer kleinen Eisenbahnstation, einer kümmerlichen Haltestelle, die nur von Bauern und Arbeitern benutzt wurde. Sie war nie dort gewesen, kein Mensch kannte sie in den wenigen schlechten Hütten.

Ihr Herz stand still, sie war es nicht gewöhnt, bei Morgengrauen allein den dichten Wald zu betreten. Einen Augenblick stand sie zaudernd, aber nur einen Augenblick, dann nahm sie entschlossen ihr Kofferchen in die Hand und schlug muthig den wilden Waldweg ein. Sie blickte nicht zurück, die Zinnen des Hohenstein glänzten im Roth der jungen Morgensonne.

Eine Stunde später schnob der Zug heran, einige Bauern und Arbeitsleute stiegen in die vierte Klasse. In das Frauencoupé dritter Klasse schlüpfte ein dunkel und anspruchslos gekleidetes Mädchen. Niemand hatte sie beachtet, sie war niemandem aufgefallen. Die Bahnlinie umschrieb in weitem Bogen den vorspringenden Berg, den das Schloß des Grafen Heldberg krönte.

„Das ist der Hohenstein!“ sagte eine der wenigen Insassen des Coupés. „Sieh, wie schön er daliegt im Sonnenschein!“

Melitta hatte sich in die Ecke gedrückt und die Augen fest geschlossen.

„Sprich leise!“ raunte die Gefährtin der Sprecherin zu. „Das junge Mädchen scheint sehr müde zu sein. — Aber freilich schade, daß sie den Hohenstein nicht sieht!“

XI.

Es dauerte lange, ehe Melitta's Abwesenheit auf dem Schlosse bemerkt wurde. Die Kinder, die sie sonst zu wecken pflegte, schliefen ungestört bis in den lichten Morgen hinein und Gräfin Ursula war zwar ungehalten über die Verspätung, entschloß sich aber erst nach langer Zeit dazu, selber nach dem Rechten zu sehen.

Sie runzelte die Stirn, als sie Melitta's leeres und etwas unordentliches Zimmer betrat, allein noch empfand sie keine Unruhe. Melitta mochte sich beim Morgenspaziergange verspätet haben. Sie befahl dem Stubenmädchen, den Kindern beim Ankleiden behilflich zu sein, und nahm sich vor, der Erzieherin solche Unordnung gründlich zu verweisen.

Allein Stunde auf Stunde verrann und die Sünderin erschien nicht. Gräfin Ursula wurde unruhig, endlich besorgt. In dieser Stimmung fand sie — es

war bereits hoher Mittag — Graf Siegfried, der den Vormittag in seiner Stube mit Schreiben beschäftigt zugebracht hatte.

Graf Siegfried war in sehr heiterer Laune. Er hatte eine Eingabe um Verlängerung seines Urlaubes aufgesetzt, den er nach kurzer Zeit in definitiven Abschied verwandeln wollte. Die Einwilligung seines Vaters zur Ehe mit Melitta zu erlangen, schien ihm keineswegs unmöglich. Es würde einen kleinen Kampf kosten, ehe der Vater den alten Familientraum der Verbindung mit Andrea aufgab, wenn er aber nur fest blieb, dann würde sich alles in Liebe und Güte finden. Eine kurze Zeit der Prüfungen und Kämpfe — dann nahm er seinen Abschied, bezog mit seiner jungen Frau sein Erbgut Waldstetten und bebaute hier in Frieden seine Aecker, bis er des Vaters Nachfolger auf dem Hohenstein wurde. Natürlich mußte er eine gute Stunde abwarten, und um den Vater günstig zu stimmen, hatte er ihn gestern auf seiner Fahrt nach Neumünster begleitet.

In der Hoffnung, Melitta anzutreffen, war er in den Garten gekommen. Statt ihrer fand er die Gräfin Ursula, die ihm aufgeregt mittheilte, Melitta müsse in der Frühe zum Grafen Lebrecht gegangen sein und sei unbegreiflicherweise noch nicht zurückgekehrt.

Die Gräfin war so erregt, daß sie die plötzliche Blässe ihres Stiefsohnes gar nicht bemerkte.

„Ist schon nach ihr geschickt?“ fragte dieser.

„Noch nicht!“

„Ich werde selbst nach ihr sehen!“

Weiter wurde nichts gesprochen. Graf Siegfried schlug ohne Besinnen den Weg nach dem Borkenhäuschen ein.

Nach einer Stunde kehrte er matt und niedergeschlagen heim, er hatte die Verschwundene nicht gefunden.

Nun wurde die Bestürzung allgemein, durch die Aussage der sofort zusammengerufenen Dienerschaft ergab sich, daß Melitta nicht mehr gesehen worden war, seit sie nach dem Abendbrot in das Schulzimmer gegangen war. Was sie daselbst gethan, wann sie es verlassen, wohin sie sich alsdann begeben — das alles war nicht festzustellen. Der Kammerdiener des Grafen, der in dem anstoßenden Wohngemach beschäftigt gewesen war, wollte Geflüster im Schulzimmer vernommen haben, da aber schlechterdings niemand mit ihr gesprochen haben konnte, verwirrte sich der Mann und gab schließlich zu, daß er sich wohl geirrt haben könne. Der gleichfalls herbeigerufene Sekretär sagte ziemlich mürrisch aus, er sei den ganzen Tag in geschäftlichen Angelegenheiten abwesend gewesen, erst spät auf den Hohenstein zurück-

gekehrt, habe niemanden gesehen, geschweige denn gesprochen. Mit Fräulein Berger habe er niemals verkehrt, ihre Gewohnheiten seien ihm daher unbekannt. Daß sie den alten Grafen Lebrecht im Borkenhäuschen zu besuchen pflegte, wisse er natürlich so gut wie alle anderen Schloßbewohner.

Das war eine klare, bestimmte Aussage, die nicht den mindesten Zweifel zuließ, nur leider verbreitete sie nicht das mindeste Licht über die unerklärliche Angelegenheit. Endlich meldete eine junge Magd, der das Reinigen der Treppen und Flure oblag, sie habe des Morgens die kleine Seitenpforte unverschlossen gefunden. Eine Nachlässigkeit des Dieners vermuthend, habe sie den Schlüssel umgedreht und den Riegel vorgeschoben. Der Diener behauptete jedoch, die Thür in gewöhnlicher Weise geschlossen zu haben und so — so — Sie stammelte und verwirrte sich und sagte endlich schluchzend: „Das Fräulein war immer gut zu mir! Ich hätte das nicht gedacht, aber gewiß, gewiß, sie hat sich ein Leid angethan!“ — Das war die geheime Sorge, die auch den anderen auf der Seele lag. — Aber weshalb?

Nun wurde das Zimmer durchsucht, vergebens; niemand kannte Melitta's Sachen genau genug, um sagen zu können, ob etwas fehlte. Dem Stubenmädchen war keine besondere Unordnung aufgefallen, das Bett sei zerwühlt gewesen, ob jemand darin gelegen oder

sich nur darauf geworfen habe, wisse sie nicht, aber das wisse sie, daß des Fräuleins kleiner Handkoffer fehle, er habe stets an derselben Stelle gestanden, sie habe noch gestern den Staub davon abgefegt.

Das war kein helles Licht, aber doch ein Schimmer. Melitta hatte nicht in sinnloser Verzweiflung das Schloß verlassen, sie hatte überlegt, planvoll, mit Bewußtsein gehandelt. Kein Zweifel, sie war entflohen.

Es war eine verstörte Gesellschaft, die sich an diesem Tage zu einem späten Mittagsmahl zusammenfand. Graf Siegfried sprach nicht und aß nur zum Schein, und des Grafen Nikolaus unruhiger Blick kehrte immer wieder zu den blassen Zügen des Sohnes zurück. Was, zum Teufel, kümmerte ihn die junge Erzieherin seiner Stiefgeschwister! —

„Ich wünsche Herrn Müller sofort zu sprechen!“ befahl die Gräfin, als das freudlose Mittagsmahl vorüber war.

„Im Zimmer des Herrn Grafen?“ fragte der Diener.

„Nein, in meinem eigenen!“

Herr Müller war nicht zu der bescheidenen Stellung geboren und erzogen, die er im Haushalt des Hohenstein einnahm. Er hatte studirt und als junger Privatdozent die Universitätscarrière eingeschlagen. Allein ungemessener Ehrgeiz und grollende Unzufriedenheit mit der Gesellschaft, die ihn nicht schnell genug anerkennen

wollte, hatte ihn von dem geraden Wege abgeleitet. Der junge Lehrer der Staatswissenschaft hatte sich tief in sozialdemokratische Umtriebe verstrickt. Ein unvorsichtiger Genosse hatte seinen Namen genannt, Untersuchung, Ausweisung, vielleicht Kerkerhaft schwebte über seinem Haupt. Der Gefahr gegenüber war Herr Müller kein Held, er liebte die lichtscheuen Wege der Intrigue, aber aus dem Holz der Märtyrer und Fanatiker war er nicht geschnitzt. Er flüchtete unter die Fittiche der Gräfin Heldberg-Hohenstein, die sich für den aufstrebenden jungen Gelehrten interessirt hatte.

Gräfin Ursula deckte ihn mit dem blanken Schilde ihres Namens — die ihn kompromittirenden Papiere gelangten in ihre Hand. Mit seiner Staatscarrière war es aus, aber sie hatte ein gefügiges Werkzeug gewonnen. Und so war es gekommen, daß dieser Mann, dem der Druck des Staates unerträglich dünkte, den Druck einer ehrgeizigen Frau ertrug. Aber so geduldig er sich ihr auch im ganzen fügte, zuweilen biß er doch knirschend in das Gebiß, das er zu tragen hatte.

„Frau Gräfin haben befohlen —!“

Sie wendete sich rasch um und sagte, indem sie ihm voll und fest in die Augen sah: „Sie wissen um Melitta's räthselhaftes Verschwinden!“

„Ihre Beweise, gnädige Gräfin?“ fragte er fast spöttisch.

„Eine einfache Kette von Schlußfolgerungen!“ sagt die Gräfin 'finster. „Vorgestern war alles in schönster Ordnung, ja, ich habe Ursache zu glauben, daß entweder schon eine Aussprache stattgefunden hat, oder eine solche doch nahe bevorstand. Wir kennen den Grafen Siegfried, er ist edel, offen, ohne Falsch, wie ein Kind. Sein einmal gegebenes Wort hält er und sollte er daran zugrunde gehen. Schon heute konnte alles vorüber, er enterbt, mein Sohn der Erbgraf sein — und nun dieser Querstrich.“

„Gnädigste Gräfin schweifen ab. — Warum soll ich um diese räthselhafte Flucht wissen?“

„Sie lieben Melitta!“

Die Anklage kam so plötzlich, so gänzlich unerwartet, daß selbst dieser gewandte Schauspieler für den Augenblick die Fassung verlor. Die Gräfin blickte in ein entstelltes Gesicht.

„Dacht' ich's doch!“ murmelte die Gräfin bitter. „Einem Menschen vertraute ich, und dieser eine hat mich verrathen! Melitta weiß um des Grafen Testament — sie ist gegangen, um den Geliebten zu retten, — vielleicht in den Tod!“

Der Sekretär hatte sich gefaßt, seine eherne Stirn wiedergefunden. „Nochmals, gnädigste Grafin, wenn dem wirklich so sein sollte — warum soll das Testament verrathen worden sein, und warum gerade durch mich?“

Die Gräfin sah ihn fest und finster an. „Drei Menschen wissen um das Testament des Grafen — er, Sie und ich. Der Graf kann es nicht verrathen haben, denn er hat Fräulein Berger seit vorgestern, vier Uhr nachmittags, nicht gesehen. Daß ich es nicht verrathen habe, versteht sich von selbst, folglich —"

„Folglich belieben gnädigste Gräfin, auf eine ganz beliebig zusammengefügte Kette von Folgerungen eine schwere Anklage gegen mich, Ihren ergebenen Diener, zu erheben!" fiel ihr Herr Müller bitter ins Wort. „Ja, ich bin schuldig, Frau Gräfin, werfen wir die Masken ab! Ich habe den Grafen, meinen Brotherrn, umgarnt, ich habe meine Vertrauensstellung als Privatsekretär mißbraucht, um dem Grafen unausgesetzt kleine Verdächtigungen und Verleumdungen gegen den geliebten Sohn zuzuflüstern. Ich bin so weit darin gegangen, daß mein Anblick dem Grafen zum Abscheu und Ekel wurde. Ich habe den Grafen Siegfried mit Spionen umgeben, um etwas zu finden, was ihn in der Gunst des Vaters erschüttern könnte! Ich habe ihm den Gedanken eingeblasen und groß gezogen, daß kein bürgerliches Mädchen würdig wäre, als regierende Gräfin auf dem Hohenstein zu schalten, — ein Gedanke, der dem Grafen so fern lag, wie die Möglichkeit, daß Graf Siegfried ein entehrendes Verbrechen begehen könne! Warum das alles, Frau Gräfin? — Um Ihrem

Sohne die Erbfolge zu sichern, zu der er nicht geboren, nicht berufen ist, die dem Grafen Siegfried gebührt, so gut wie dem Kronprinzen die Krone! — Wir haben getreulich Hand in Hand gearbeitet — es war nicht unsere Schuld, daß an dem fleckenlosen Schild von Graf Siegfrieds Ehre eben kein Fleck zu finden war."

„Ich komme zu dem zweiten Punkt," fuhr der Sekretär tief athmend fort, da die Gräfin, auf diesen Angriff nicht gefaßt, in Verwirrung schwieg. „Eine schöne, junge, höchst liebenswürdige und tugendhafte Erzieherin kommt auf den Hohenstein. Es gelingt, den Grafen Siegfried herzulocken — ja, zu locken, Frau Gräfin, denn warum ist sein Besuch nie früher gewünscht worden? Was geschehen muß, geschieht — die beiden jungen, schönen, liebenswürdigen Menschen sehen sich an, der Konflikt scheint unvermeidlich — da verschwindet die Erzieherin! Was, Frau Gräfin, wissen wir von den Motiven zu diesem Schritt? Kann Fräulein Berger nicht schon verlobt gewesen sein, ehe sie auf den Hohenstein kam? Kann sie nicht die verzweifelte Doppelstellung, in die sie dadurch, den Huldigungen des Grafen gegenüber, kam, zu dem Entschluß getrieben haben, alle Verwickelung zu zerreißen, die sie sich zu lösen zu schwach fühlte. Was zeugt gegen mich? daß sie mir, — ja, ich gestehe es, nicht gleichgiltig war? — Aber ich war ihr völlig gleichgiltig,

ich hatte und habe nichts zu hoffen! daß ich eine Stunde früher auf den Hohenstein zurückgekehrt bin als die Grafen? — Aber ich habe mein Zimmer nicht verlassen und Fräulein Berger hat nicht die Gewohnheit, Herrenstuben zu betreten! Daß ein einfältiger Diener Flüstern gehört haben will? Gott weiß, ob geflüstert wurde, und angenommen, daß geflüstert wurde, können nicht zwei Mädchen zusammen getuschelt haben, kann nicht das stille und leere Schulzimmer zu einem verliebten Rendez-vous benutzt worden sein? Sie kann Helfershelfer bei ihrer Flucht gehabt haben, ja; warum aber gerade mich? Warum nicht eben so gut, nein, besser, eine der Mägde, die ihr sämmtlich blind ergeben sind?"

Die Gräfin war verwirrt, sie war aus der Offensive in die Defensive getrieben worden und wußte für jetzt nicht, wie sie sich dieser Schlagfertigkeit gegenüber weiter benehmen sollte.

„Ich werde mit dem Grafen, meinem Gemahl, erwägen, was in dieser so höchst fatalen Angelegenheit weiter zu thun ist!" sagte sie kühl. „Für heute danke ich Ihnen." Sie winkte Entlassung; der Sekretär verbeugte sich und ging.

Während derselben Stunde, in der die Gräfin Ursula ihrem Vertrauten zum erstenmal mit Mißtrauen begegnete, fand auch zwischen dem Grafen Nikolaus

und seinem Sohne eine Unterredung statt. Graf Nikolaus fühlte sich seit Melitta's Verschwinden in einer unerklärlichen Weise beunruhigt. Nicht um Melitta selbst. Diese „junge Person“ war ein braves und tüchtiges Mitglied seines Haushalts gewesen, das berechtigte sie, seinen Schutz und seine Theilnahme in Anspruch zu nehmen. Sie hatte sich heimlich in unaufgeklärter Weise aus seinem Hause entfernt, es konnte ein Verbrechen an ihr begangen sein, das war sehr unwahrscheinlich, aber doch möglich. Natürlich mußte der Vorfall angezeigt, und sie in der herkömmlichen Weise gesucht werden. Damit war Graf Nikolaus aber auch so ziemlich fertig. War es seine Schuld, wenn eine junge Erzieherin plötzlich toll wurde und ihm unversehens aus Amt und Brot lief?

Das war eine vernünftige und klare Auffassung des vorliegenden Falles und Graf Nikolaus konnte weder die sichtliche Verstörtheit seiner Gemahlin, noch das Benehmen seines Sohnes begreifen. Was in aller Welt kümmerte den Erbgrafen von Heldberg-Hohenstein die Erzieherin der Stiefgeschwister? Was sollte die starre Blässe in Siegfrieds Zügen, der trostlose Blick seiner Augen? Graf Nikolaus ließ die Zeitung sinken, mit deren Lektüre er die Nachmittagsstunden geruhig zu verbringen gedacht, und ein Gedanke durchzuckte seinen Kopf, der ihm das heftige Blut siedend auf-

steigen machte. Sollte auf dem Schlosse unter seinen leibhaftigen Augen eine Komödie aufgeführt worden sein? War es möglich, daß er, Siegfried, sein Sohn, der Erbgraf, daß er die junge Erzieherin — liebte? — Graf Nikolaus erhob sich und ging in die Stube seines Sohnes.

Siegfried saß am Tische; den Kopf auf beide Hände aufgestützt, starrte er trübsinnig vor sich hin. Im Kamin flackerte ein leichtes Holzfeuer, zerrissene Papiere und Briefschaften lagen umher.

„Du hast heizen lassen?" sagte Graf Nikolaus.

Siegfried sah auf. „Du bist es, Vater? Willst du dich nicht setzen! — Wahrhaftig, ich habe heizen lassen — ich hatte es vergessen!"

„Ein wenig warm dafür! Du hättest lieber das Fenster aufmachen sollen!"

„Das Fenster — das ging ja nicht?"

„Bist du krank, Siegfried?"

Der junge Mann seufzte tief auf, in seinem Blick lag etwas, was dem Vater eigenthümlich zu Herzen ging. Es war der müde Blick eines Menschen, der immer wieder denselben Gedanken denkt, der sich von einer bestimmten Vorstellung nicht entfernen kann. „Nein, Vater, ich glaube nicht, daß ich krank bin!"

„Siegfried, mein Junge, ich verstehe dich nicht!" Unruhe, Angst und etwas aufsteigende Ungeduld mischten

sich in des Grafen Stimme. „Was ist dir? Was für Papiere hast du da zerrissen?"

„Mein Urlaubsgesuch!"

„Warum? Willst du nicht länger bleiben?"

Graf Siegfried sah den Vater geistesabwesend an. „Wozu denn? Sie ist ja fort!"

„Siegfried, Siegfried, du bist im Traum, besinne dich!" rief Graf Nikolaus außer sich. „Von wem sprichst du?"

„Von Melitta Berger, meiner Braut!"

„Ich will nichts gehört haben, du bist außer dir!" Graf Nikolaus sprach es dumpf. „Aber wiederhole nicht, was du gesagt hast — ein zweites Mal würde ich dir antworten müssen!"

Da richtete der junge Mann sich hoch und stolz auf, er schüttelte die Lähmung ab, die sein Wesen gefangen hielt und stand Aug' in Aug' dem Vater gegenüber. „Es ist geschehen, Vater," sagte er fast weich. „Ich möchte dir nicht weh thun, aber zurücknehmen kann ich es nicht. Melitta ist meine verlobte Braut!"

„Nun denn, Siegfried, so höre auch mich!" Die Stimme des Grafen klang gebrochen und heiser, aber die ganze eiserne Willenskraft seines Geschlechts prägte sich in den bleichen, scharfen Zügen aus.

„Ich dulde kein Bürgerblut in meinem Hause! Kein Mädchen aus dem Volke soll hier auf dem Schlosse

meiner Ahnen als Herrin schalten und walten! Es ist der zügellose Geist der neuen Zeit, der, Einlaß begehrend, an das Portal des Hohenstein pocht, — ich verweigere ihm den Eintritt! — Mein Testament ist gemacht — im Fall deiner nicht standesgemäßen Ehe ist Udo der Erbgraf! — Dem abtrünnigen Heldberg eine Jahresrente, aber weder Kapital noch Güter! Nun thue, was du willst! An dem Tage aber, an dem du das Mädchen deiner Wahl zur Gräfin Heldberg machst, unterschreibe ich das Testament und lasse es gesetzlich in Kraft treten. Du kennst mich und, bei der alten Devise unseres Geschlechts, ich scherze nicht!"

Siegfried war tief erblaßt. „Zur rechten Zeit hast du mich an den Wahlspruch unseres Hauses erinnert, Vater!" sagte er gelassen. „Auch ich bin ein Heldberg! Es ist zu spät, mein Wort ist verpfändet; und wahrlich, wenn ich die Verschwundene jemals wiederfinde, so werde ich es ihr halten!"

Er nahm die umhergestreuten Papierblätter und warf sie auf die glühenden Kohlen. Die Flamme schlug empor. „Morgen reise ich!" sagte er fest und blickte auf die verkohlenden Ueberreste des Urlaubsgesuchs.

Als er sich wieder umwendete, war er allein. Graf Nikolaus hatte ihn verlassen.

XII.

Der Mai mit seiner Blüthenpracht war vergangen, der Juni war gekommen und hatte seine verschwenderische Fülle von Rosen ausgestreut. Die vornehme Welt schickte sich an, die Residenz zu verlassen, aber bis jetzt war die Gesellschaft noch so ziemlich zusammen, noch hatte der Hof das Signal zum allgemeinen Aufbruch nicht gegeben.

Ein schöner, frischer Tag zu Anfang des Juni neigte sich seinem Ende zu. An der breiten Hauptallee des Parkes wogte der „Korso" hin und her, der Korso, jenes südliche Vergnügen, das auf nordischem Boden zu verpflanzen ebenso unmöglich zu sein scheint, als die Faschings-Aufzüge des Südens. Allein der Versuch war wieder einmal gemacht, und für dieses Jahr war man noch nicht zu der Erkenntniß gekommen, daß es mit dem Korso „nichts" sei. Equipagen rollten, Reiter sprengten die Straße entlang, Blumen wurden feil-

geboten, Musikcorps spielten. Man grüßte, lachte, sprach. Damen in eleganten Toiletten, Herren in blitzenden Uniformen, dazwischen phantastisch aufgeputzte Fuhrwerke, hochgethürmte Jagdwagen und die vier- und sechsspännigen Karossen des Hofes.

Siegfried war kaum in die Residenz zurückgekehrt und wußte selbst nicht recht, wie er in diesen Strudel hineingerathen war. Das Herz war ihm schwer, die Gedanken verstört. Er hatte den Hohenstein ohne Aussöhnung mit dem Vater verlassen, nur von dem kleinen Udo war ihm der Abschied schwer gefallen. Der Knabe hatte bitterlich weinend nach Melitta verlangt und sich beklagt, daß nun auch er gehen wollte! Da hatte Siegfried den kleinen Bruder ans Herz gedrückt und seine Thränen waren auf des Knaben blondes Haar gefallen. Dann war er in Melitta's Heimathstadt geeilt, deren Namen er von Onkel Lebrecht erfahren hatte, aber auch hier war ihm keine Aufklärung geworden. Der alte Lehrer Berger hatte den Ort verlassen, wohin er gezogen, hatte er nicht angegeben, doch wiederholt geäußert, er werde auswandern. Von der Tochter wußte man nichts, der Sohn, von dessen Existenz er hier die erste, unklare Kunde erhielt, denn Onkel Lebrecht hatte Melitta's Kummer gewissenhaft verschwiegen, galt für verschollen oder todt. Die alte Magd, die den Lehrer bedient hatte, war in ihr entlegenes Hei-

mathsdorf zurückgekehrt, auch sie, so wurde ihm versichert, wisse nicht, wohin sich ihr Herr gewendet habe.

Verschwunden! Verschollen! dachte Siegfried traurig, als er an dem Epheuhügel stand, dessen einfache Marmortafel den Namen von Melitta's Mutter trug. Ach, die Todte ließ sich nicht befragen, und wo, wo sollte er die Lebende suchen! Man zeigte ihm das Häuschen, in dem sie aufgewachsen war, die grünen Fensterladen waren geschlossen, das Gärtchen verwilderte! Er pflückte eine Rose von dem Strauch und barg sie in seiner Brusttasche — vielleicht konnte er sie ihr doch noch einmal zeigen! Mit schwerem Herzen war er dann in die Residenz zurückgekehrt. Die Kameraden fanden ihn nicht erholt. Ein galantes Abenteuer voraussetzend, begannen sie ihn mit wenig zarten Neckereien zu verfolgen, allein sie verstummten bald vor seinen finstern Mienen. Die Grafen Heldberg führten nicht umsonst einen aufspringenden Löwen im Wappen.

Was ist nur Heldberg passirt? fragten sich die Kameraden kopfschüttelnd, und: „Was ist nur mit Heldberg vorgegangen?" fragte eine Dame erstaunt, die in einem der eleganteſten Fuhrwerke, von herrlichen Schimmeln gezogen, die lange Korsostraße hinabfuhr, wo sie von allen Seiten ehrfurchtvolle Grüße empfing.

„Irre ich mich, liebe Valeska, oder sieht er ganz verändert aus?"

Die Gräfin Werry war eine blasse, kleine Frau, deren früh verblühte Schönheit nur noch als Sage aus früherer Zeit in der Gesellschaft lebte. Mit dem reichen Roturier-Golde ihres Vaters hatte sie einst die verblichene Grafenkrone der Werry's wieder aufgefrischt, darum prangte dieselbe auch stolz auf dem Wagenschlag ihrer Equipage, deren Schimmelgespann ebenso bekannt war, wie die Livree ihrer Leute in Olivegrün und Silber. Böse Zungen zischelten, daß neben der goldenen Lilie im Wappen der Werry's Rad und Hammer fehlten, denn ihr Vater hatte durch Eisenindustrie seinen Reichthum erworben. Die kleine, blasse, körperlich und geistig kurzsichtige Frau mit stets rothgeränderten Augen war eigentlich bescheiden und schüchtern; sie hatte aber einen Ehrgeiz: in der Welt eine große Rolle zu spielen! Darum hatte sie den alten, stammelnden, halb blödsinnigen Grafen Werry geheirathet, darum gab sie Gesellschaften, darum machte sie die Korsofahrten mit.

„Ich sehe keine andere Veränderung an Heldberg, theuerste Adelaide, als daß er uns noch nicht erkannt hat!" flötete ihre Genossin und Gefährtin, die Baronin Püngler.

Die Gräfin Werry und die Baronin Püngler galten für unzertrennliche Freundinnen und in der That sah

man die schöne Equipage der Gräfin nie, ohne daß das scharfgeschnittene Profil der Baronin darin sichtbar war. Worauf diese Freundschaft basirte, war für die Intimen des Hauses Werry ein Gegenstand steten Kopfzerbrechens. Aeußerlich hatten beide Damen nichts miteinander gemein. War an der Gräfin alles weich, blond, unentschieden, so war an der Baronin dagegen alles hart, dunkel und eckig. Die Gräfin war kurzsichtig, sie legte das goldene Lorgnon nie aus der Hand; der Adlerblick der Baronin erkannte auf geradezu unheimliche Entfernungen. Arm, von altem Adel und von einem lebhaften Standesbewußtsein erfüllt, hatte sie den Baron Püngler geheirathet, in der Hoffnung, ihrer verarmten Familie aufzuhelfen. Diese Hoffnung erwies sich als eitel, des Barons Verhältnisse waren tief zerrüttet. Zum Glück machte der Tod einer Ehe ein Ende, die auf beiden Seiten nur bittere Enttäuschungen mit sich gebracht hatte. Rasch entschlossen verkaufte die Baronin das Gut, das sie nicht halten konnte, und rettete ein sehr bescheidenes Kapital, von dessen Zinsen sie ihr Dasein fristete. Wie mühsam, wußte nur sie selbst. Jene bösen Zungen, die Rad und Hammer im Wappenschild der Werry vermißten, behaupteten, die Baronin habe sich der Gräfin bemächtigt, weil sie einer Equipage bedurfte. Wie dem auch sei, jedenfalls begnügte sie sich mit dem Platz zur Linken, war ihrer

„theuersten Adelaide“ stets hilfsbereit, schrieb ihre Bestellzettel und Geschäftsbriefe, besorgte unermüdlich Dienstboten und Erzieherinnen, wußte sich, mit einem Wort, so völlig unentbehrlich zu machen, daß die Gräfin nervös und ängstlich nach ihrer „lieben Valeska“ schickte, wenn dieselbe einmal nicht zur gewöhnlichen Stunde erschien.

Der Wagen fuhr weiter und die Gräfin, über die Antwort ihrer „lieben Valeska“ ein wenig verstimmt, lehnte ziemlich theilnahmlos in ihrer Ecke, als sie plötzlich erschreckt auffuhr; eine schöne Rose war gerade auf ihren Schoß gefallen. Gleichzeitig rief eine fette Stimme: „Schöne Gräfin, haben Sie heute gar keinen Blick für den getreuesten Ihrer Verehrer?“

„O, Herr von Bünting, das ist wieder einmal einer von Ihren Späßen!“ sagte die Gräfin verbindlich lächelnd, wenn auch das Lächeln etwas kränklich herauskam. „Welch' schöne Rose! Sie hätten dieselbe einer Ihrer jungen Göttinnen weihen sollen!“

„Alte Liebe rostet nicht!“ versetzte der Reiter, sein schönes Pferd zu der ruhigen Gangart der Wagenpferde zügelnd, während er die gelbbehandschuhte Rechte betheuernd auf das Herz legte. „Ah, Frau Baronin! Die nächste Rose, die Ihrer würdig ist, soll Ihnen gewidmet sein! — Wo ist denn Komtesse Stasi?“

„Meine Nichte treffen Sie weiter unten, sie fährt

mit meinem Mann!“ erwiderte die Gräfin, ihr Lorgnon schläfrig an die Augen führend. „Schon wieder Heldberg — und er erkennt uns wieder nicht!“

„Wahrhaftig, Heldberg — und auf seinem Darling! Das muß ich Claßen sagen! Claßen wird rasend, wenn er ein Pferd sieht, das er nicht kaufen kann!“

Damit verneigte sich der Reiter mit mehr Anmuth, als man der fetten, schweren Gestalt zugetraut haben würde, gab seinem schönen Rappen einen leichten Ruck und galoppirte davon.

„Der alte Geck sollte Schweninger brauchen, sein armes Thier erliegt ja fast!“ bemerkte die Baronin Püngler hart.

Die Gräfin Werry zuckte zusammen. „O, liebe Valeska!“ protestirte sie schwach.

„Ich kenne nichts Alberneres, als diese beiden alten Gecken, diesen Bünting und Claßen!“ fuhr die Baronin unerweicht fort. „Claßens Leidenschaft für schöne Pferde ist bei seinem Reichthum noch verzeihlich, es ist noch etwas Männliches darin, er riskirt wenigstens seinen eigenen fetten Hals. Aber dieser kahlköpfige Bünting mit seinen ewigen Fadaisen —“

„O, liebe Valeska, sie sind doch harmlos, wenn er sie an unsere Adresse richtet,“ warf die Gräfin ein und ihr kränkliches Lächeln hatte einen ganz kleinen Schimmer von Bosheit.

Die „liebe" Valeska warf ihrer „theuren" Adelaide einen Blick zu, der von der kurzsichtigen Freundin zum Glück nicht bemerkt wurde und sagte nach einer Pause in verändertem Ton: „Unser Heldberg ist wahrscheinlich so geistesabwesend, weil seine Verlobung jetzt erklärt werden wird."

„Seine Verlobung!" versetzte die Gräfin gedehnt. „Ist Heldberg verlobt?"

„Mein Gott, theuerste Adelaide, Sie wissen das nicht, Sie, in deren Salons Heldberg so heimisch ist! — Aber er ist ja seit seiner frühesten Kindheit verlobt, wie es bei diesen Familien vom hohen Adel so üblich zu sein pflegt."

„Ja, aber, mit wem denn?"

„Mit der Gräfin Andrea Kroneck-Schönburg, seiner Cousine — wissen Sie nicht, der pikanten Schönheit, die Scheveningen im vorigen Jahr durch ihre Capricen in Verwirrung setzte. Jetzt hat eine Zusammenkunft auf dem Hohenstein stattgefunden und nun wird die Sache wohl nächstens publik gemacht werden."

„Ich staune, liebe Valeska! Woher wissen Sie nur das alles?"

Die Baronin Püngler feierte einen großen Triumph, während die Gräfin nervös mit ihrem Lorgnon spielte. Die Gräfin Werry hatte eine schöne junge Nichte, der sie herzlich zugethan war, und für

dieses Mädchen eine passende Parthie zu finden, war einer der ehrgeizigen Träume ihres Lebens. Nun hatte die Freundin ihr mit einem Schlage klar gemacht, daß sie für die Gräfin Anastasia Werry nicht auf Siegfried Heldberg rechnen durfte und ferner, daß die Grafen Werry noch lange nicht zum hohen Adel des Landes gehörten. „Woher ich das weiß?" versetzte sie gleichmüthig. „Mon dieu! wie soll man sich dessen erinnern? Doch halt — ja, Plettenberg und Saling von den Sternfelder Dragonern haben es erzählt! Sie sind zur Kriegsakademie einberufen."

„Strebsame junge Leute!" bemerkte die Gräfin. „Dieser junge Saling ist mir sehr sympathisch" — doch die Unterhaltung wollte nicht wieder in Fluß kommen.

Unterdessen war Siegfried auf und ab geritten, wieder und wieder dieselben Grüße, dieselben Worte austauschend. Er kannte sie alle in der langen, langen Wagenreihe, alle diese geschminkten, gepuderten Gesichter mit dem stereotypen Lächeln, alle diese wirkliche und imitirte Vornehmheit und Eleganz. Die Gräfin Werry und die Baronin Püngler hatte er übersehen, den blöden Greis, der mit leeren Augen in das bunte Gewimmel blickte, hatte er erkannt und gegrüßt, vielleicht, weil ein holdes Mädchen an seiner Seite saß, die junge Gräfin Anastasia Werry.

Er hatte dem dicken Bünting die Hand geschüttelt

und von Claßen, dem sogenannten „Pferde-Baron", wieder einmal gehört, daß er ihm seinen „Darling", seinen englischen Goldfuchs, jeden Tag zu jedem Preise abkaufen würde. Er hatte sich die kleinen Skandalosa der vornehmen Welt erzählen lassen und gehört, daß der Freiherr von Riepenhausen von den Garde-Ulanen, der sogenannte „schwarze" Riepenhausen, „ganz weg" von einer reizenden kleinen Sängerin sei, die, wunderbarerweise, sich bisher völlig unbescholten erhalten habe. Der Kopf wirbelte ihm von der Musik, den Pferden, den Blumen, von all den lachenden Gesichtern, die so freundlich grüßten, während sie so emsig Gift ausstreuten. — Guter Gott! dachte er, während er in eine Seitenallee einbog. Und dies ist deine Welt! Und unter diesen Fratzen sollst du wieder leben!

XIII.

Bist du nicht bald fertig, Kind, daß du dich zu mir setzen kannst?" fragte ein alter Mann in kläglichem Ton. „Ich bin nun schon so lange allein."

„Gleich Väterchen, gleich!" antwortete eine Mädchenstimme aus der kleinen Küche heraus. „Die Suppe wird gleich fertig sein!"

„Aber ich mag noch nicht essen, du sollst mir vorlesen oder vorspielen, denn singen willst du ja doch nicht mehr!" murrte der Alte in demselben halb kläglichen, halb verdrießlichen Ton.

„Mir zuliebe, Väterchen, laß' uns erst essen!" sagte Melitta eintretend. Sie trug alle Erfordernisse des einfachen Mahles auf dem Theebrett herein. „Ich bin so hungrig geworden, Väterchen," plauderte sie, während sie den Tisch ordnete und ihm die Suppe vorlegte. „Es war so heiß in den Straßen und ich wurde so müde."

„Warum machst du dich so müde?" schalt der alte

Mann. „Es gehen ja durch alle Straßen Pferdebahnen, — warum bist du nicht gefahren?“

Melitta wich der direkten Antwort aus. Sie füllte den geleerten Teller des Vaters wieder auf und begann von etwas anderem zu sprechen. Sie hatte den Vater lange allein lassen müssen. Der Laden, für den sie endlich Arbeit gefunden, war weit von der kleinen Wohnung an der äußersten Grenze der Stadt entfernt und sie wagte es nicht, die ohnehin geringe Einnahme noch durch Fahrgeld zu schmälern. Nun erzählte sie dem alten Manne von allen ihren kleinen Erlebnissen, von den Photographien, die in den Schaufenstern auslagen, von den Büchertiteln, die sie gelesen, und es kam fast so heraus, als sei sie eigens zu dem Zweck gegangen, um dem Vater etwas erzählen zu können.

Der alte Mann hörte ihrem Gespräch mit sichtlichem Vergnügen zu, während er mit dem unbewußten Egoismus des hilfsbedürftigen Alters nicht beachtete, daß die Tochter die Speisen nur zum Schein berührte. „Ja, ja,“ sagte er, sich gesättigt und behaglich zurücklehnend, „es war doch ein kluger Einfall von mir, daß ich damals im Frühling hierher zog! Nach dem großen Leben auf dem Hohenstein hättest du dich doch nicht wieder an unsere kleine Stadt gewöhnen können!“

Melitta antwortete nicht und trat an das offene Fenster, das sie schloß; der kleine, ländliche Garten,

nur mühsam in täglicher Arbeit dem alles bewältigenden Sande abgewonnen, begann bereits, sich in die bunten Farben des Herbstes zu kleiden. Melitta hatte vieles überwinden gelernt in den langen, heißen Sommertagen, die zwischen dem wonnevollen Mai und dem heutigen Tage lagen, aber eines hatte sie noch nicht gelernt: noch konnte sie nicht mit klarer Stirn und fester Stimme von der Vergangenheit sprechen.

Und der Vater sprach so gern davon!

„Gewiß, Väterchen, ich bin lieber hierher gekommen,“ sagte sie endlich.

„Siehst du, siehst du, das habe ich mir wohl gedacht!“ rief der Alte erfreut. „Und Emil paßt auch viel besser in die Großstadt, als in die kleinen Nester, wo er rechts und links anstieß. — Ist Emil nicht recht lange nicht bei uns gewesen, Kind?“ Es lag eine irre Angst in dem Ton des alten Mannes, als er rasch und wie beschämt diese Frage stellte.

„Er hat ja so viel zu thun, Väterchen!“ sagte Melitta, und machte sich mit den Blumen am Fenster zu schaffen.

Die Spannung wich aus den Zügen des alten Mannes. „Freilich, freilich, das hatte ich alter Schwachkopf wieder einmal vergessen!“ rief er vergnügt. „Die gute Anstellung läßt ihm ja keine Zeit! Aber am

Sonnabend — nicht wahr, am Sonnabend wird er zu uns kommen?"

Es war Sonnabend. „Ich hoffe doch!" murmelte Melitta mit erstickter Stimme. Nun, da eine verfrühte Altersschwäche die Klarheit seines Geistes zu verdunkeln begann, sah der Vater wieder den Stolz und die Freude seines Lebens in dem einzigen Sohn. „Aber nun wollen wir doch lesen, nicht wahr? Friedrich des Großen Lebensgeschichte oder vom letzten Kriege —"

„Lies mir vom Kriege, Kind, wir waren am Tage von Mars-la-Tour stehen geblieben. Und weißt du, der Mensch hat doch ein schwaches Herz — es ist doch gut, daß Emil damals noch so klein war! Sie hätten den schmucken Jungen gewiß zur Garde genommen und ich hätte meinen einzigen Sohn hingeben müssen! —"

Monate waren verflossen seit jenem sonnenhellen Maientage, an dem Melitta den Hohenstein verlassen hatte. Die Angst und Sorge um den Vater, den sie schwer krank, fast aller Geldmittel beraubt, in dieser ärmlichen Wohnung angetroffen, hatte ihr geholfen, das eigene Leid zu überwinden. Sie rang mit dem Muth der Verzweiflung um das Leben, das ihr unter den Händen zu erlöschen drohte. Endlich war der heiße Kampf ausgekämpft, der Vater genas.

Er genas, aber eine Trübung des Geistes blieb ihm zurück. Melitta benutzte dieselbe, um die schreck-

lichen Erinnerungen zu verscheuchen, die seine Krankheit veranlaßt hatten. Der Sohn hatte wirklich wieder eine Anstellung bekommen — mit der unerschöpflichen Geduld der Vaterliebe wartete er von Sonnabend zu Sonnabend auf seinen Besuch. Er glaubte, Melitta zu sich gerufen zu haben. Womit sie die Miethe bezahlte, den Unterhalt bestritt, ihn und sich kleidete, wußte er nicht, ein unbestimmter Begriff von glänzenden Ersparnissen auf dem Hohenstein hatte sich in seinem armen alten Kopfe festgesetzt. Nur eine unbestimmte Besorgniß war ihm aus der Angstzeit zurückgeblieben: er wollte mit den Behörden durchaus nichts zu thun haben. Das hartnäckige Vorurtheil der Wirthin, die jede Polizeivorschrift als unmotivirten Eingriff in ihre persönliche Freiheit betrachtete, kam ihm darin entgegen. Die vorschriftsmäßige polizeiliche Meldung unterblieb.

So war der Sommer gekommen und gegangen, er hatte Melitta viel genommen und manches gegeben. Wer ganz einem andern lebt, kann nicht viel an sich selber denken. Der Vater war ihr erhalten geblieben, das war Glück, reines Glück, und doch —

Und doch, wenn Melitta, wie heute, nachdem der Vater schlafen gegangen war, allein am offenen Fenster stand und in den nächtlichen Garten hinaussah, zog sich ihr das Herz furchtbar und schaudernd zusammen. Nun wurden die Tage kürzer, die Abende dunkler, die

Winde kälter. Ihre Baarschaft schmolz zusammen und sie selber wußte am besten, wie wenig ihrer Hände Arbeit brachte! Dort drüben, wo ein fahler Lichtschein den Horizont erhellte, lag die große Stadt. Dort, inmitten ihres wogenden Lebens, wohnte der Mann, den sie liebte. Sie war vor ihm geflohen, vor dem bittern Konflikt, mit dem sie sein Leben bedrohte, aber einmal, ein einziges mal hatte sie ihn wiedersehen wollen. Ein einziges mal, dann — ja, was dann werden sollte, danach hatte sie nicht gefragt.

Und eines Tages — der Sommer nahte schon seinem Ende —, da ertrug sie die quälende Sehnsucht nicht mehr. Sie ließ den Vater unter Obhut der alten Wirthin zurück und wanderte der Stadt zu. Sie verschaffte sich den Adreß-Kalender — es gab nur einen Grafen Heldberg-Hohenstein. Das Buch nannte ein Haus in einer der vornehmen Villen-Straßen am Park. Sie eilte hin. Ein reizendes Häuschen, Blumenterrasse und plätschernder Springbrunnen davor. Melitta hatte schon die Hand nach dem blanken Griff der Glocke ausgestreckt, als sie entsetzt zurückwich. Ein junger Diener in der wohlbekannten Livree des Hohenstein verließ das Haus. Sie floh in den Park und setzte sich dort ermattet auf eine Bank.

Er lebte also, wohnte noch hier, und sie hätte wieder gehen können. Aber sie ging nicht, noch nicht! —

Die schwarzgekleidete junge Dame, die regungslos auf der Bank der schmucken Villa gegenüber sitzen blieb, erregte endlich die Aufmerksamkeit des wachhabenden Schutzmannes. War sie krank? War sie geistesgestört? Der sonnenhelle Nachmittag hatte sich längst in den frühen Herbstabend verwandelt, der Wind wehte empfindlich kühl, welke Blätter brachen von den Bäumen und fielen mit jenem leisen, traurigen Geräusch zu Boden, das ein Gefühl des Erlöschens aller freudigen Hoffnungen erregt, — Melitta rührte sich nicht. Längst hatten die Spaziergänger den Park verlassen, der Abend verwandelte sich in Nacht, von einer unfernen Kirche schlug es langsam und feierlich zehn Uhr. Melitta stand auf. Sie wollte gehen, allein sie schwankte. Der Schutzmann trat heran. „Wenn Sie nicht wohl sind, Fräulein —" Er verstummte erschreckt. Ein Blick aus ihren großen Augen hatte ihn getroffen, ein Blick so müde, so verzweifelt, daß er nicht gleich das rechte Wort zu finden wußte.

„Ich danke Ihnen, — es ist vorüber! Ein Schwindel, weiter nichts!" — Er trat zurück; sie überschritt den Straßendamm.

Da erklang ein Schritt auf dem Pflaster, — sie hätte unter Tausenden diesen Schritt erkannt! Das Herz stand ihr still, die Füße versagten — sie drückte sich tief in den Schatten der überhängenden Bäume,

so, so mußte sie ihn sehen können! Und sie sah ihn, — das Licht der Laterne fiel klar auf sein Gesicht. Wie bleich und scharf die Züge — wie tiefliegend das Auge! Hatte auch er gelitten — gelitten wie sie?

Er schritt vorüber und sie rührte sich nicht. Er sah die dunkle Gestalt nicht, die sich an das Eisengitter schmiegte, um nicht zusammenzubrechen. Er fühlte nicht, daß ein Herz in Todespein neben dem seinen schlug, ein Herz, das er in der weiten, weiten Welt gesucht, bis über den Ocean hinüber. Er schritt vorüber, öffnete das Gitterthor mit seinem Schlüssel — bald war er im Hause verschwunden. Wie ein gehetztes Reh eilte Melitta nachhause.

Sie betrat die elegante Villenstraße nicht wieder.

Damals glaubte sie, mit ihrem Schmerz abgeschlossen zu haben für immer.

Vier Wochen, vier kurze Wochen waren seitdem verflossen und heute, als sie hinaussah in die dunkle Nacht, heute wußte sie, daß sie sich geirrt hatte, daß ihre Liebe nicht gestorben war in jener bittersten Stunde, daß sie wieder auferstanden war aus ihrem Grabe und Einlaß begehrend an ihr Herz pochte.

Vor ihr, von niederm Holzgitter umzäunt, lag der kümmerliche Garten der Armuth, öde Feldflächen, neu geregeltes Straßenterrain dahinter, dort aber, wo der

trübe Dunstkreis vom Lichtschein der großen Stadt erhellt war, dort lebte der Mann, den sie liebte!

Und in solchen Stunden trat der Versucher zu ihr und flüsterte: Thörin, was härmst du dich? Was verlierst du deine blühende Jugend in Sehnsucht und Einsamkeit! Laß ihn wissen, wie nahe du ihm bist — du bist so jung, so jung, du hast ein Anrecht auf Glück und Liebe. —

Und sie schlug die Hände vor das Gesicht und betete: Weiche von mir, Versucher!

Nein, sie wollte, sie mußte stark bleiben! Nicht darum war sie im nächtlichen Dunkel vom Hohenstein geflohen, um sich ihm wieder in den Weg zu drängen! Sie mußte stark bleiben.

Melitta schrak zusammen, sie hatte einen leichten Sprung gehört, ein Tritt näherte sich, ein leiser, schleichender Katzentritt. Die Schritte kamen heran, sie schlichen näher und näher, und jetzt, jetzt tauchte eine gebückte Gestalt vor ihr auf, ein bleiches Antlitz, von wirrem, dunklem Haar umgeben, und ein Auge, ein scheues, brennendes, irres Auge blickte suchend auf. „Emil!“ murmelte sie mit blassen Lippen, „Emil!“

Der gebückte Schleicher hatte sich aufgerichtet und stand jetzt in ganzer Größe vor ihr. „Mach’ Platz!“ sagte er in rauhem, heiserm Ton! „Ich muß den Alten sprechen! Beeile dich, eh’ die verfluchte Bestie

von Hofhund anschlägt. Es ist nicht nöthig, daß ich meine Karte bei Eurer dicken Frau Reimer abgebe. Mach' Platz, sag' ich!"

Melitta hob flehend und abwehrend die Hände auf. „Nicht jetzt! Nicht hier! Du darfst ihn nicht sehen, es könnte sein Tod sein."

„Faxen!" brummte er mit ungeduldigem Achselzucken. „Was ihr Weibsleute immer gleich für große Worte braucht! Als ob schon jemand an einem Gespräch gestorben wäre!"

„Wir haben dich erwartet, wochen-, monatelang, und du bist nicht gekommen, was treibt dich jetzt hierher?"

Er machte eine Geberde der Ungeduld.

„Kommst du mir wieder mit deinen Jeremiaden, dem ewigen Gewinsel!" rief er rauh. „Mach' ein Ende, sag ich! Entweder du machst mir Platz, oder ich drehe dir den Hals um! In der Laune dazu bin ich!"

„Was du mir thust, ist gleichgiltig," sagte Melitta unerschrocken. „Den Vater sollst und wirst du nicht sprechen. Er glaubt dich in deiner Stellung geborgen und glücklich, den Glauben sollst du ihm nicht nehmen!"

„Eine große Lüge — wie jeder Glaube!"

Melitta überhörte seine Worte. „Dein Anliegen magst du mir sagen. Komm denn herein, aber leise. In der Küche hört er uns nicht. Komm!"

Sie trat zurück, mit der geräuschlosen Gewandtheit

einer Katze stand er sofort neben ihr in der Stube. Ein kalter Schauer überrieselte sie — hatte er Uebung im Einsteigen?

Er sah sich mit einem langen Blick in der Stube um, ehe er der Voranschreitenden in die Küche folgte, deren Thür sie hinter ihm abschloß und verriegelte. „Setze dich!“ sagte sie kurz.

Er sank schwer auf den einfachen Holzstuhl nieder. „Das muß man euch lassen,“ sagte er und ein vieldeutiges Lächeln zuckte um seine feinen Lippen, „prunkend eingerichtet seid ihr nun gerade nicht! Schmalhans nach wie vor Küchenmeister, he? Habt ihr gar nichts, einen hungrigen Menschen satt zu machen, wie? — Na, denn gieb mir was zu trinken, nur kein Wasser! Irgend welchen Stoff, Bier, Schnaps, Spiritus, meinetwegen Putzwasser!“ Sie nahm schweigend Bier, Brot und Butter aus dem Küchenschrank und reichte es ihm hin. Er trank heftig und nahm dann mit sichtlichem Widerwillen ein wenig Brot.

Uff! machte er, die zweite Flasche Bier hinunterstürzend. „Hätt' eurer Jammerwirthschaft kein trinkbares Bier zugetraut! Wer hat denn euer bischen Kupfer und Messing so blank geputzt?“

Er sah die Schwester mit einem seltsam lauernden Blicke an. „Du weißt, daß wir kein Mädchen halten können!“ sagte sie einfach.

Er lachte, nicht laut, aber der höhnische Ton that ihr fast körperlich weh. „Nein, Melitta, bist du dumm! Bist du dumm!“ sagte er. „Du, du setzest dich hierher, stichelst dir die Finger wund, kochst dem Alten Suppe von harten Brotrinden, und scheuerst zu deiner Erholung Kupferkessel! Wie ganz anders könntest du dastehen, wenn du deinen Vortheil auszunutzen verständest!“

„Ich verstehe dich nicht!“ Melitta machte sich am Küchenschrank zu schaffen.

„Nicht?“ Er lachte. „Na, so mag dich deine Frau Martha belehren — wollte sagen, Frau Reimer! Bin dein Bruder, ist nicht meines Amtes! — A propos, ich habe deinen Grafen gesehen, — höllisch vornehmer Kerl das!“

„Meinen Grafen!“ — Aber es gelang ihr nicht, unbefangen auszusehen.

Nun lachte er überlaut und schlug mit der geballten Faust auf den Küchentisch, daß Flaschen und Gläser klirrten. „Aha, hat's getroffen, Schwesterherz! Siehst du, siehst du, man muß sich nie besser machen wollen, als man ist! Na, brauchst nicht so roth zu werden! Verdammt gefährliche Lage, so ein schöner Grafensohn und eine junge Erzieherin in demselben Hause! Ist schon manche Knall und Fall fortgejagt worden, wie du! Aber um auf deinen Grafen zurückzukommen — Höllisch vornehmer Mann das — alle Achtung! —

Bin ihm nachgegangen, habe mich hineingeschlichen — denn siehst du, das Hineinkommen, das ist die Schwierigkeit! Ist man erst drin, so geht man nicht mit leeren Händen wieder hinaus!"

„Um Gotteswillen, Emil, du hast ihn doch nicht — angebettelt?"

Er zuckte die Achseln. „Nenn's anpumpen — 's klingt besser! — Ein Narr, der hungert, wenn noch so viel Geld umläuft —"

„Aber du hast doch deine Stellung, Emil!"

„Gehabt, gehabt! Was giebt der Jude für das Gewesene! — Davon nachher! Na also, ich gelangte in seine Stube, höllisch fein — wer da einmal ausräumen könnte —"

„Du sagst das nur, um mich zu quälen!"

„Wer weiß! — Aber so lass' mich doch einmal zu Ende kommen! Also: die gewöhnliche Rede! Lehrer, lange Krankheit, alter Vater — die kleinste Gabe — Sie brauchen Geld! sagte dein Graf müde und warf so einen halben Viertelsblick auf mich. Hier! und er schob mir ein Zwanzig-Markstück hin. Johann, begleite den Herrn hinaus! Es war ein wahres Vergnügen, so vornehm hinausgeworfen zu werden. Uebrigens sieht dein Graf etwas leidend aus!"

Er weidete sich an dem Anblick seines Opfers und fuhr dann fort: „Aber nun zur Sache! So leid mir's

thut, ich muß den Alten wirklich wecken, ich brauche Geld!"

„Das wußte ich!" sagte Melitta mechanisch.

„Wie du klug bist!" rief er, ihr auf die Schultern schlagend. „Grabe nur deine verborgenen Schätze aus, denn ich brauche Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld!"

„Ich habe keins mehr," sagte sie entschlossen.

„Was? Sind die gräflichen Ersparnisse — ha, ha! — so schnell versiegt? Eine Zeile, nach Parkstraße 18 —"

„Laß uns zu Ende kommen, Emil!"

„Zu Ende kommen! Gut, gut, ich will zu Ende kommen! — Hundert Thaler in gutem, deutschen Reichsgeld, und ich bin zu Ende, ha, ha!"

„Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich nichts mehr besitze!"

Er stand auf. „Nun wohl, so muß ich es dennoch dem Alten abquetschen."

Melitta trat bleich und entschlossen vor die Thür. „Das wirst du nicht thun, denn es würde dir nichts nutzen! Der Vater hat nichts mehr, seit er alles für dich hingegeben hat! Seine geistigen Kräfte haben gelitten — er würde dich nicht einmal verstehen!"

„Du aber," sagte der Bruder, jedes Wort schwer und scharf betonend, „scheinst mir im Vollbesitz deiner Geisteskraft zu sein. Höre also wohl zu: wenn ich

nicht noch diese Nacht fliehen kann, so wandert dein einziger Bruder morgen ins Zuchthaus! — Nun, kannst du die lumpigen hundert Thaler jetzt beschaffen?"

Melitta schrie nicht auf, sie brach auch nicht zusammen. Sie heftete nur den angstvollen Blick auf den Bruder. „Das ist nicht wahr!" stieß sie endlich mühsam hervor. „Du sagst das nur, um mich zu peinigen! Gestehe, daß das nicht wahr ist!"

Er stieß die Hände wild zurück, die sie flehend auf seinen Arm gelegt hatte. „Willst du mich toll machen mit deinem Gewinsel?" rief er heftig. „Ich hab's gethan — bin eingebrochen! — Ist's meine Schuld, daß die Kasse fast leer war, die ich so oft voll gesehen habe! Nun ist's geschehen und hat mir nichts genutzt! — Morgen früh finden sie die Bescheerung, der Verdacht muß auf mich fallen — bin ich dann nicht über alle Berge, so spaziert dein Bruder ins Zuchthaus — ein recht angenehmes Gefühl für deinen Grafen, wenn er das in der Zeitung liest! Nun, bekomme ich jetzt die hundert Thaler, oder soll ich sie wo anders suchen?"

Sie sah ihn mit irrem Blick an.

„Wohin willst du gehen?"

„Fort! — Nach Amerika, nach Ostafrika! Was weiß ich, nur fort!"

„Und willst du nicht mehr wieder kommen?"

„Meinst du, es gelüstet mich, in ein deutsches Zuchthaus zu wandern? So stark entwickelt ist mein Heimathsgefühl nicht!“

„Ich will dir das Geld verschaffen, aber schwöre mir, daß du nicht wieder kommen willst! Schwöre es mir bei Gott — nein, du glaubst ja nicht an Gott! — Was ist es denn, Unglücklicher, was du noch heilig hältst! — Schwöre mir beim Andenken unserer Mutter —“

„Ach was!“ unterbrach er sie unwirsch, „laß die Narrenspossen! Gieb mir das Geld, so werden wir uns gegenseitig los!“

„Warte hier auf mich!“

Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück, sie legte Geld auf den Tisch, einen Schein, einige Goldstücke, etwas Silbergeld. Langsam und zögernd nahm sie Uhr und Kette ab — des Grafen Nikolaus Weihnachtsgeschenk, und endlich stellte sie noch ein Etui dazu. Sie öffnete dasselbe, ein schön gearbeitetes, schweres Armband, das Schloß mit blitzenden Diamanten geschmückt, schimmerte ihm entgegen.

„Das hattet ihr noch?“ rief er mit funkelnden Augen.

„Du weißt — das Hochzeitsgeschenk der Mutter — der Vater wollte es für deine Braut aufbewahren —“

Der heisere Klang ihrer Stimme war ihm unangenehm. „Nimm dir's nicht zu Herzen!“ tröstete er,

während er rasch und gierig Geld und Kostbarkeiten einstrich. „Was liegt an dem Plunder! Und so befreit er euch wenigstens von mir! Sag dem Alten, ich sei von meinem Handlungshause auf Reisen geschickt worden und würde nächstens schreiben! — Leb wohl! Die Hand kannst du mir immerhin geben, noch klebt wirklich kein Blut daran! — Na, also jetzt wirst du von mir befreit!"

Damit stieß er das Fenster auf und stieg in derselben katzenhaft gewandten Weise hinaus, in der er eingestiegen war. Sein Schritt verklang — er war fort.

Melitta aber sank am Fenster auf die Kniee und barg ihr Haupt in beide Hände. Mein Bruder! stöhnte sie. O Gott, mein einziger Bruder!

XIV.

Unerträglich lang und langsam waren für Siegfried die heißen Sommertage dahingeschlichen. Jenes Entsetzen, das ihn bei seiner Rückkehr vom Hohenstein vor der Gesellschaft befallen hatte, wollte nicht so bald wieder von ihm weichen; er konnte sich nicht sogleich wieder an die parfümerfüllte, erstickende Luft des Salons gewöhnen. Kurz, wie die wonnigen Maientage auf dem Hohenstein auch gewesen waren, sie hatten genügt, ihn als einen anderen in die Hauptstadt zurückkehren zu lassen. Ueber den Gedanken einer nicht standesgemäßen Heirath würde er vorher nur gelacht haben. Natürlich mußte er einmal heirathen — jeder regierende Graf von Heldberg-Hohenstein war verheirathet gewesen — aber das hatte noch lange, lange Zeit. Das alte Familien-Abkommen, das eine Verbindung zwischen ihm und Andrea bezweckte, hatte er gekannt; auch dieses hatte ihn nicht ernstlich be-

unruhigt. Sehr möglich, daß er noch einmal Andrea heirathete, aber auch dieses hatte ja noch lange, lange Zeit. Nun war auf einmal alles anders gekommen. Im Frühlingsgrün unter jungen Blüthen, im heiteren Spiel war eine Liebe in seinem Herzen entsprungen, deren Kraft er sich erst bewußt geworden, als Andrea ihm gegenübertrat. Unbewußt, wie alles Urkräftige und Mächtige in der Menschenseele, war sie gewachsen und geworden in kurzem, ernstem Ringen war er fest geworden in dem Entschluß, die bestehenden Schranken kühn zu überspringen und Melitta die Seine zu nennen. Kaum als seine Braut begrüßt, war sie ihm verschwunden, plötzlich, unbegreiflich — er hatte den so muthig aufgenommenen Kampf nicht durchführen können, — der Gegenstand desselben war ja verschwunden.

Nun war er in seinen alten Kreis, seine alten Lebensgewohnheiten zurückgekehrt, und was ihm früher naturgemäß, ja angenehm erschienen war, widerte ihn jetzt an und dünkte ihm unerträglich, am unerträglichsten der Salon der Gräfin Werry. Und doch hatte er hier zu den Intimen gehört! Der beginnende Sommer kam ihm zuhilfe, die Gesellschaft löste sich auf. Wie alljährlich, so auch in diesem Jahre besuchte die Gräfin Werry einen der modernen Badeorte, und die liebe Valeska schloß sich der Freundin an, — natürlich auf deren Kosten. Der Graf entwischte, wie gleichfalls all=

jährlich, seelenfroh auf sein altes, halbverfallenes Stammschloß, wohin ihn seine junge Nichte begleitete, und das Hotel Werry stand mit herabgelassenen Rouleaux im Sommerschlafe da. Die anderen Familien folgten diesem Beispiel, — die Gesellschaft hatte für die heiße Jahreszeit aufgehört.

Siegfried empfand das als eine Erleichterung; allein der kameradschaftliche Verkehr war ihm kaum weniger unerträglich. Die alten Verhältnisse, die alten Gespräche peinigten ihn umsomehr, als er eigentlich niemandem einen Vorwurf machen konnte. Es war nicht Schuld der Kameraden, daß er mit einer brennenden Wunde im Herzen, ein verwandelter Mann, vom Hohenstein zurückgekehrt war. Er dachte billig genug, um das einzusehen, aber diese Einsicht half ihm nicht über die Monotonie des Dienstes, die langen, heißen Sommertage und die bangen, schlaflosen Nächte. Er hatte Melitta gesucht, nah und fern, durch die Behörden, durch besondere Agenten — vergebens, immer vergebens! Endlich, in muthloser Erschlaffung, hatte er die fruchtlose Arbeit aufgegeben.

Und doch mußten die Tage ausgefüllt werden, und doch war er zu sehr an Verkehr gewöhnt, um ihn ganz aufgeben zu können. So oft er auch aus den Reihen seiner Bekannten in die Einsamkeit seiner eleganten Junggesellen-Wohnung flüchtete, so oft erschien

ihm deren Stille und Einsamkeit nach kurzer Zeit unerträglich. Er versuchte zu lesen, aber die Buchstaben blieben ihm todt, er versuchte zu reisen, — aber in den Städten, in den Bädern, selbst auf den Alpenspitzen der Schweiz fand er die Gesellschaft wieder, vor der er geflohen war, — dieselben gepuderten Gesichter, dasselbe stereotype Lächeln, dieselbe konventionelle Ausdrucksweise. Als er sich gar auf Rigi-Kulm von einem direkten Angriff der Baronin Püngler bedroht sah, entwich er zu Fuß nach Wäggis, fuhr über den See nach Luzern und kehrte mit dem nächsten Kurierzug in die nordische Hauptstadt zurück. Auch dieser Versuch war gemacht und fehlgeschlagen.

Vielleicht hätte er sein Leid in ernster Geistesarbeit, im angestrengten Studium noch am leichtesten überwinden können. Aber darin erntete er den Fluch seiner bevorzugten Stellung: er hatte keine hervorragenden Talente und war nicht durch strenge Arbeit geschult. Er hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten, seine Examina rühmlich bestanden und anstandshalber ein Jahr studiert, d. h. Kollegia belegt, ehe er in die Armee eintrat. Der Gedanke, sein Leid durch Studium zu betäuben, kam ihm so wenig, als Seiltanzen zu erlernen. So gewöhnte er sich endlich an den Klub.

Die Gesellschaft, die er hier vorfand, hatte er früher eher gemieden. Denn unter seinen Standes-

genossen fanden sich auch Elemente von unklarer Vergangenheit und unbekannten Einkünften. Zum Theil verwegene Gesellen von gutem Namen, Sieger bei Wettrennen, Pferdehändler und Spieler, die amüsant genug zu unterhalten verstanden und denen man schließlich — bei Licht besehen — nichts Bestimmtes nachsagen konnte.

Das war etwas Neues, und Siegfried, dem für den Augenblick alles ekel, schal und flach und unersprießlich erschien, fühlte sich, fast zum erstenmal seit Melitta's Verschwinden, angenehm unterhalten. Es wurde in dieser Gesellschaft gespielt, er wußte das. Bisher hatte er grundsätzlich keine Karte angerührt, außer etwa zu einer Whist- oder Scatpartie. In seiner jetzigen gleichzeitig aufgeregten und gedrückten Stimmung fand er sich eines Abends am Spieltisch sitzen — er wußte selbst nicht recht wie.

Und das Spiel war wirklich harmlos, fast wie Kinderspiel! Es ging nur um Pfennige und die Mitspielenden waren amüsante Gesellen, das mußte man ihnen lassen! Gewinn und Verlust wogen sich fast auf. Als Siegfried aufstand, war er erstaunt darüber, wie weit der Zeiger der Uhr schon vorgerückt war. Seit seiner Abreise vom Hohenstein war ihm noch kein Abend so angenehm vergangen und die Kosten waren wirklich

nicht der Rede werth! — Am nächsten Abend fand er sich wieder im Klub ein.

Eine Zeit lang ging das so fort, wohlwollende Freunde, deren er nicht wenige besaß, schüttelten die Köpfe, aber sein ganzes Wesen hatte etwas so eisig Unnahbares, so starr Abweisendes, daß niemand mit ihm zu sprechen wagte. Dann wieder verschwand er tagelang aus dem Klub. Kehrte er zurück, so spielte er. Nicht gerade hoch und mit wechselndem Interesse, bald leidenschaftlich erregt, bald mit zerstreuter Gleichgiltigkeit, immer aber unglücklich. Gewinn und Verlust deckten sich bald nicht mehr; anfangs konnte er den Ausfall leicht decken, dann aber wurde er doch unbequem.

Siegfried hatte bisher als das Muster eines wohlrangirten Mannes gegolten. Er hatte seine Rechnungen stets pünktlich bezahlt. Allein, er hatte seine reichlichen Einnahmen auch stets verbraucht und war sehr zufrieden gewesen, wenn am Schluß des Jahres kein Defizit übrig blieb. Jetzt zum erstenmal rissen Unordnungen ein. Das Spiel hatte die Gelder verschlungen, die zur Deckung der laufenden Ausgaben bestimmt gewesen waren. Die Rechnungen, die er nicht bezahlen konnte, warf er achtlos in ein Fach seines Schreibtisches. Es war ja ganz gleichgiltig, sie hatten bis zum nächsten Quartal Zeit. Es war ihm überhaupt alles gleichgiltig,

wenn er nur in irgend einer Weise die grauen Stunden tödten konnte, die ihm Kopf und Herz bedrückten.

Zuweilen ergriff ihn das Gefühl, daß er im Begriff sei, in einen Sumpf zu versinken, in dem er seinen sichern Untergang finden müsse. Er mußte heraus, um jeden Preis, nur ein kräftiger Ruck, und es war gethan! Aber welcher? Sollte er seinen Abschied nehmen, Andrea heirathen und Waldstätten bewirthschaften? So befriedigte er wenigstens seinen Vater und konnte ein neues Leben beginnen! Allein sobald er seine Hand nach Feder und Tinte ausstreckte, bebte er unschlüssig wieder zurück — was halfen ihm die neuen Verhältnisse, wenn er nicht gleichzeitig einen neuen Menschen anziehen konnte!

Und während dessen wurden die langen, hellen Sommertage kürzer und kürzer, der Herbst zog ins Land, der Winter stand vor der Thür. Auf seinen einsamen Spazierritten sah Siegfried mit stummer Resignation auf die fallenden Blätter. Ach, seine Liebe war noch jung und frisch und froh gewesen, als sie fröhlich ins Dasein traten, und nun sie welk und matt zu Boden sanken, hoffte auch er nichts mehr, erwartete auch er nichts mehr! Melitta war todt; in jener unbegreiflichen Nacht mußte sie ihr Ende gesucht und gefunden haben, und er mußte nun allein durchs Leben

gehen, durch das trübe, farblose Leben, die ewige Sehnsucht im Herzen!

Er ahnte nicht, daß der Umkreis der Stadt sie beide umschloß, daß das niedere Ziegeldach ihr Haupt beschirmte, auf dem sein Blick so oft ruhte, wenn er dem nahen Walde zuritt, daß ihre Hand die bunten Astern pflegte, deren üppige Blüthe selbst ihm auffiel.

Es war ja alles so streng geregelt in der Verwaltung der Stadt, er ließ sich nicht träumen, daß derjenige, der sich verbergen will, in der Großstadt am sichersten verborgen bleibt!

Einmal, ja einmal war sie ihm nahe genug gewesen, daß seine ausgestreckte Hand sie erreichen, sein Arm sie hätte umschlingen können, — er wußte es nicht! Der Moment war ungenutzt verstrichen, — sollte er nie, nie wieder kommen?

XV.

„Was für ein Tag ist heute, liebes Kind?“ fragte der alte Mann, und Melitta antwortete:

„Montag, lieber Vater!“

„Montag!“ Der alte Mann lachte vergnügt. „Dann werden wir gewiß morgen einen Brief von Emil haben!“

„Das kann wohl sein, lieber Vater!“

„Denn siehst du, Kind, in der Woche lassen ihn seine Geschäfte nicht dazu kommen, das versteht sich ganz von selbst. Aber am Sonntag, — da wird er Zeit finden, wieder einmal an seinen alten Vater zu schreiben! Meinst du nicht auch?“

Es lag ein leiser Zweifel im Ton seiner Stimme, ein leises, leises Vibriren, das um Zustimmung flehte.

Melitta verstand es. Sie unterdrückte ihre aufsteigenden Thränen und sagte zuversichtlich: „Gewiß, lieber Vater, morgen werden wir einen Brief haben!“

„Siehst du, siehst du, das sage ich auch!“ rief der Alte freudig. „O, unser Emil ist kein schlechter Sohn, der vergißt seinen alten Vater nicht! Er hat seine wilden Jahre gehabt — aber das ist nun vorbei, vorbei — jetzt ist er ein gemachter Mann. Eine Firma, die ihn auf Reisen schickt, läßt ihn nie wieder fallen. Hätte der Chef uns wohl einen Besuch gemacht, wenn sie ihn nicht ganz besonders hoch hielten?“

O dieser Besuch des Chefs, auf den der alte Mann in der glücklichen Blindheit seiner Vaterliebe so unsäglich stolz war, wie hatte sie nicht darunter gelitten! Am Tage nach jener Nacht war es gewesen, der Vater schlummerte gerade, da hatte Melitta in trostlosem Brüten am Fenster gesessen. Ein wohlgekleideter Herr näherte sich zaudernd dem kleinen Häuschen. Melitta hatte ihn nie gesehen, aber mit dem Instinkt der Verzweiflung wußte sie, daß Emils beraubter Chef vor ihr stand. Mit wankenden Knien trat sie ihm entgegen.

„Verzeihen Sie!“ sagte der Fremde. „Ich suche den Lehrer Berger!“

„Der Vater schläft!“ hauchte Melitta. „Er ist krank. Wenn ich Ihnen irgend dienen kann —“

Der Fremde sah ihr prüfend ins Gesicht. „Mein Name ist Mühlbrecht — Sie wissen, weshalb ich komme.“

Melitta barg ihr Gesicht in den Händen. Sie konnte nicht antworten.

„Ich quäle Sie ungern!“ fuhr der Kaufmann fort, und veranlaßte sie, sich auf die rohe Holzbank vor der Thür zu setzen. „Sie haben wahrscheinlich schon genug gelitten! Dennoch muß ich Ihnen einiges mittheilen!“

„Vor sechs Wochen meldete sich Ihr Bruder bei mir. Er hatte ungenügende Legitimationen, keine Empfehlungen. Ich nahm ihn dennoch an, gegen den Willen meines Compagnons, vermuthlich, weil er ein gewinnendes Wesen hat. Vor vierzehn Tagen mußte ich ihn wegen fortgesetzter Unregelmäßigkeiten entlassen. Heute Nacht, oder wahrscheinlich noch gestern Abend, ist ein Einbruchsversuch gemacht worden, den ich —

„Ich will nicht weiter sprechen, ich sehe, wir verstehen uns!“ fuhr er fort. „Mir selber liegt daran, die Sache zu unterdrücken, da meine gutmüthige Schwäche die Schuld daran trägt. Dennoch darf ich nicht dulden, daß er sein Wesen hier weiter treibt! Sollte er sich bei Ihnen zu verbergen suchen —“

„O nein, nein!“ rief Melitta entsetzt. „Er ist fort, weit fort; er hat mir versprochen, nie wieder zu kommen!“

„Hat er die Stadt verlassen?“

„Die Stadt und hoffentlich schon das Land.“

„Das genügt!“ — Und nun, mein Fräulein, wenn ich schon vorher entschlossen war, um meiner selbst willen die Sache nicht den Gerichten zu übergeben, so bin ich

jetzt doppelt fest darin geworden, um seiner Schwester willen!"

„Sie sind beraubt worden?" murmelte Melitta.

Der Kaufmann winkte abwehrend.

„Er hat nicht viel gefunden! Es ist nicht der Verlust, der mich traf, — es ist das schreckliche Gefühl, daß ich wieder einmal einem Menschen vertraut habe und hintergangen worden bin!"

Und diese Stunde bitterster Qual und beschämendster Herzensangst war in der Seele des Vaters zu einem ehrenvollen Besuch des Chefs geworden, den er leider verschlafen hatte! —

„Willst du jetzt nicht ein bischen schlafen, Väterchen?" setzte Melitta die Unterhaltung fort. „Du hast gerade noch eine Stunde Zeit bis zum Abendbrot!"

„Gern mein Kind; aber du mußt mich in Schlaf spielen, oder besser noch singen! — Ein kleines Lied, viel braucht es ja nicht zu sein, ich alter Mann schlafe leicht ein! Wie wär's mit meinem alten Lieblingslied: Früh, wenn die Hähne krähen!"

Einen Augenblick zauderte Melitta, dann überwand sie sich und that ihm auch darin den Willen. Es war nicht mehr die mächtige, jugendstarke Stimme, die den Salon des Hohenstein erfüllt hatte. Gebrochen, geisterhaft klang das altmodische Spinett, das einzige Stück, das aus dem großen Schiffbruch gerettet worden war,

gebrochen, geisterhaft klang auch die Menschenstimme, die da sang.

Wieder einmal vergebens gesungen! dachte Melitta mit trübem Lächeln, als sie an den Armstuhl des friedlich entschlummerten Vaters trat. War ihre Stimme wirklich ungehört verhallt? Schwach, wie er war, der Ton hatte doch das Ohr eines einsamen Reiters erreicht, der in tiefe Gedanken versunken, im langsamsten Schritt vorüber ritt. Er fuhr auf und horchte mit Anstrengung — war das nicht — nein, die Stimme war es nicht, aber das Lied — das Lied — Das Pferd verstand die hastige Bewegung anders, es verfiel in eine rasche Gangart. Als er es zum Stehen gebracht hatte, war alles still. Kein Licht brannte, das winzig kleine Häuschen lag eingehüllt in den dichten Schatten des Novemberabends. Graf Siegfried rieb sich die Augen.

Ich muß geträumt haben! murmelte er. Wer sollte hier — hier singen? In dieser erbärmlichen Hütte — nein, unmöglich! — Oder habe ich eine Geisterstimme gehört?

Er ritt unschlüssig vor dem kleinen Hause auf und nieder. Es blieb alles dunkel und still, nichts regte sich auf der menschenleeren Straße. Ich muß geträumt haben! dachte er endlich traurig und wendete den Kopf seines Pferdes wieder der fernern Stadt zu. Und doch — doch — war es, wie ihre Stimme!

Zur selben Zeit lehnte Melitta an dem Stuhl des Vaters und blickte angstvoll forschend in sein Gesicht. War es der Dämmerschein des Herbstabends, der ihn so bleich aussehend machte, so krank? Er war sehr schwach geworden, dieser alte Mann! Er selber bemerkte es nicht, ja er freute sich seiner rückkehrenden Gesundheit und glaubte, täglich kleine Fortschritte zu machen. Melitta aber fühlte, daß er schwerer und schwerer auf ihrem Arm lehnte, daß sein Schritt schleppender wurde und jetzt, während das graue Licht des Novemberabends die kleine Stube erfüllte, durchrieselte ein langer kalter Schauer ihre Adern. Konnte es sein? War es denkbar, daß der Himmel auch noch dieses Opfer von ihr fordern konnte? „Vater!" fragte sie unwillkürlich leise und nach einer Pause lauter:

„Vater!"

Der alte Mann richtete den Kopf auf, der ihm tief auf die Brust gesunken war. „Ha, Kind, du bist es?" sagte er heiter. „Wie wunderlich man doch manchmal träumt! Deine Mutter stand vor mir, genau auf der Stelle, wo du stehst!"

„Es thut mir leid, Vater, daß ich dich gestört habe — man träumt selten so schön!"

„Es war schön!" Der alte Mann legte sein Haupt zurück, dessen spärliches weißes Haar sie liebevoll streichelte. „Deine Mutter stand da, jung und frisch, nur,

ich möchte sagen verklärt — so wie der Mensch aussieht, wenn ihm ein großes Glück, eine ganz reine Wonne das Herz erfüllt. Als sie Emil zum erstenmal auf dem Arm hatte, sah sie so aus, bleich und doch verklärt! An ihrem Arm hatte sie das Armband — zeig mir es doch, wenn du die Lampe holst, Kind!"

„Welches Armband, Vater?"

„O, du weißt wohl — das Hochzeitsgeschenk ihrer Gräfin! Ein kostbares Stück, aber ein redlich verdientes! Man ist nicht umsonst Erzieherin bei mutterlosen Kindern! Was heute und gestern betrifft, mag ich ein bischen konfuse geworden sein, aber aus der früheren Zeit weiß ich alles, alles!"

„Vater," sagte Melitta endlich, „es thut mir furchtbar leid, aber ich kann dir das Armband nicht zeigen! Emil hat es mitgenommen!"

Ihre Worte hatten nicht die gefürchtete Wirkung. Der alte Mann sah sie eine Weile starr an und kicherte dann vergnügt vor sich hin.

„Hat er das!" sagte er. „Hat er das, der Schelm! O, dann ist ja alles klar! Sein langes Schweigen, — denn, unter uns gesagt, Kind, er läßt uns etwas lange ohne Nachricht! — Aber nun ist ja alles klar! Er will sich verloben! Sieh du nur zu, wie du das Brautpaar würdig empfängst!"

„Denn du mußt nicht denken, daß er es sich etwa

widerrechtlich zugeeignet hätte!" fuhr er fort, als Melitta zögernd schwieg. „Er wußte, der Schelm, daß ich es seiner Braut bestimmt hatte! Du sollst sehen, morgen werden wir seine Verlobungsnachricht bekommen oder meinst du, daß er telegraphirt?"

„Nein, Vater, das glaube ich nicht."

„Ich auch nicht, denn wir Alten sind nicht an Depeschen gewöhnt und erschrecken so leicht. Und Emil ist rücksichtsvoll, er wird mich nicht erschrecken wollen! Aber nun lies mir etwas vor, Kind! Etwas Heiteres, ich bin so glücklich darüber, daß Emil das Armband mitgenommen hat, wie ich mich seit langer Zeit nicht gefühlt habe."

Melitta las und es gelang ihr, etwas Heiteres zu finden.

XVI.

Am andern Morgen mochte der alte Mann nicht aufstehen. Die Glieder seien ihm so matt, meinte er, sonst aber fühlte er sich vollkommen wohl. Melitta ging, ihm das Frühstück zu holen, als sie mit demselben wiederkehrte, war er eingeschlafen.

Melitta setzte sich an das Bett, sie sah in das bleiche, runzelvolle Gesicht, betrachtete die eingesunkenen Schläfen, die schmale Nase — und wieder überkam sie jenes kalte, schaudernde Gefühl, das ihr bereits gestern das Herz zusammengezogen hatte. Wie, wenn diese zwei Augen sich schließen, dieses Herz still stehen sollte, — das einzige, das auf dem ganzen, weiten Erdenrund für sie schlug! Sie küßte die abgezehrte Hand, die auf der Bettdecke lag, — nein, nein, nein — es konnte nicht sein! Sie konnte den Vater nicht missen, sie wollte ringen mit Noth und Elend, sie wollte arbeiten —

Da wurde draußen laut und heftig die Klingel gezogen, der Schlummernde fuhr auf. „Der Postbote!“ rief er. „Das ist der Brief! Emils Brief! Jetzt, jetzt —“

Melitta eilte hinaus; es war ein Brief — an die Wirthin.

„Gieb her!“ lallte der Vater mit seltsam veränderter Stimme. „Ich wußte es ja! — der gute Junge! — Meine Brille —“

Die lallende Stimme verstarb in unverständlichem Gemurmel, der Brief entsank der erstarrenden Hand. „Vater, Vater, gehe nicht von mir!“ flehte Melitta in namenloser Angst.

Da öffnete der Sterbende noch einmal die brechenden Augen, ein Lächeln umspielte die blassen Lippen und er murmelte: „Ich gehe — zur Mutter!“

Dann war es vorüber. —

Am dritten Tage trugen sie ihn hinaus nach der Ruhestätte der Armen, nach dem stillen Bezirk, auf dem so vieles und so brennendes Herzeleid zur Ruhe kommt. Der arme, alte Mann hatte keine Freunde in der reichen, großen Stadt gehabt, vor den wenigen Bekannten, die er besaß, hatte er sich ängstlich verborgen gehalten — niemand hatte sich gefreut, als er die Zahl ihrer Bewohner vermehrte, niemand trauerte, als er aus dem Leben schied, — es war daher auch nur ein kleines Gefolge, das ihn zu Grabe geleitete.

Die gutmüthige, dicke Wirthin, eine neugierige Nachbarin, der Prediger waren Melitta's einzige Gefährten auf dem schweren Gange. Es war bald vorüber, die Gebete gesprochen, der Sarg eingesenkt. Der Prediger reichte der Leidtragenden noch einmal die Hand, — daß sie sich in etwaiger Verlegenheit an ihn wenden möge, hatte er ihr schon vorher gesagt, — auf ihre Bitte entfernten sich die beiden Frauen mit ihm. Die Todtengräber schaufelten das Grab zu, eilig und gleichgiltig, wie die irdischen Ueberreste der Armen bestattet werden, dann gingen auch sie — Melitta war allein.

Dort drüben, wo dunkler Waldessaum den Horizont abschloß, ging die Sonne scheiden, die dunkelrothe, trübe Sonne des Spätherbstes. Streifiges Gewölk, von Windstößen zerrissen, die dann und wann über die kahle, schon halb erstorbene Ebene fuhren, bedeckte den Himmel. Melitta schauerte in tiefster Seele, ach, jetzt erst hatte sie den Vater wirklich verloren, jetzt, wo es nichts mehr für ihn zu thun gab. Die Waise stand allein an dem rothen Erdhügel, ach, er war nicht bedeckt von Kränzen, Blumen und Palmzweigen, die sonst die Herbheit dieses Anblicks mildern! Ein einzig armes Kränzlein lag darauf, von Tannenzweigen kunstlos geflochten.

Melitta blickte um sich, — Gräber ringsum, — sie sah hinüber nach dem Häusermeer der großen Stadt,

die diesem entlegenen Begräbnißplatze näher und näher rückte, ach, unter all den Hunderttausenden, die da lebten und athmeten, die sich da freuten und trauerten, die da liebten und haßten, auch nicht ein Herz, das für sie schlug, kein Auge, das bei ihrem Anblick freudig aufleuchten würde! Sie sah über die weiten, öden Feldflächen, über die der eisige Herbstwind unbarmherzig strich, und ein Schrei entrang sich ihren Lippen, ein banger, halblauter Schrei der Verzweiflung. Sie warf sich auf die Kniee, sie umklammerte den Hügel und ihr Antlitz in die kalte Erde drückend, rief sie: „Vater! Um Gotteswillen, Vater, nimm mich mit! Ich bin ja ganz allein auf der weiten, weiten Welt!"

Da fühlte sie sich von zwei starken Armen umfaßt und emporgehoben, und eine Stimme, die sie oft, oft im Traume gehört und nie wieder im Leben zu hören gedacht hatte, rief in jubelndem Ton: „Gefunden! Endlich, endlich gefunden!"

Träumte sie wieder? — Melitta barg furchtsam ihr Haupt an dem starken Herzen, das sie pochen fühlte. Dann öffnete sie die Augen, verstohlen, furchtsam — das Traumbild mußte ja zerrinnen, wie es schon so oft zerronnen war! Sie sah auf und blickte in Siegfrieds leuchtende Augen.

Da schwanden ihr die Sinne — er drückte eine Ohnmächtige an sein wildpochendes Herz.

XVII.

„Und du bist wirklich allein, ganz allein in der Welt, mein armes süßes Lieb!“ sagte Siegfried zärtlich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Du hast nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, nicht Schwester, niemand, niemand, der dir angehört?“

„Niemand, niemand!“

„Du hattest einen Bruder —?“

„Ich hatte ihn — ich habe ihn — verloren!“

Die letzte Frage, die letzte Antwort waren in jenem zögernden und doch hastigen Tone erfolgt, mit dem feinfühlige Menschen ein allzu schmerzliches Thema berühren. Siegfried seufzte. „So hörte ich in deiner Heimathsstadt — lass' ihn ruhen, er ist todt! Denke nicht mehr an das, was du gelitten hast, mein süßes Lieb! Die Todten werden in deinem Herzen wieder auferstehen und so nimmst du sie mit dir in dein neues Leben, verklärte Gestalten, die uns nie wieder verlassen!

— Dein Bruder hat dir während seiner letzten Jahre Kummer gemacht, ich weiß es."

Melitta richtete sich halb aus ihrer liegenden Stellung auf. „Siegfried, ich muß dir etwas sagen —"

Er drückte ihr erhobenes Haupt mit einem fast väterlichen Kusse wieder in die Kissen zurück. „Nein!" sagte er lächelnd. „Du mußt mir nichts sagen, als daß du mir gut bist! Weiter will ich nichts wissen. Wozu in vergangenen Schmerzen wühlen? Er ist todt. Was er verschuldet hat an dem weißen Haar deines Vaters, laß mitgestorben sein! Denke an ihn, da er noch ein Knabe war. Dein Spielgefährte — oder nein, denke lieber gar nichts, mein süßes Lieb, als daß ich dich gefunden habe, daß du mein bist, mein jetzt und immerdar!"

„O sprich nicht davon, sprich nicht von dem, was kommen muß!" bat sie ängstlich. „Es giebt ja keine Vereinigung für uns, es giebt ja nur Scheiden und Meiden! Diese *eine* Stunde ist unser, laß sie uns ungetrübt! Laß uns an das denken, was doch kommen muß!"

„Ich sage dir, es giebt keine Trennung mehr zwischen uns!" rief er in fröhlicher Zuversicht. „Aber du hast recht! — Denken wir in dieser Stunde nur daran, daß wir uns gefunden haben!"

Und Melitta gab sich dem süßen Zauber dieser

Stunde hin. Es war Abend geworden, die Lampe brannte, ein armseliges Ding — aber ihre Strahlen fielen auf das geliebte Antlitz, auf die Gestalt, die sie nie wieder zu sehen gedacht hatte. Und auch für Siegfried ergoß die schlechte Lampe reinste Strahlen, die alles um ihn her veredelten. Er sah weder die rohe Einfachheit der Umgebung, noch bemerkte er die Dürftigkeit der Einrichtung. Er sah nur die Fülle goldbraunen, lockigen Haares, er fühlte nur den leisen Druck der Hand, er sah nur die Augen des geliebten Weibes, die armen Augen, die so viele Thränen vergossen hatten und jetzt wieder so froh zu strahlen begannen.

„Und du bist mir nahe gewesen, ganz nahe und hast dich nicht geregt, du Böse, Grausame!“ klagte er. „Wie konntest du es nur ertragen, mich vorübergehen zu lassen?“

Melitta legte ihre Hand auf seinen Arm. „Laß uns nicht erforschen, wer mehr gelitten hat, du oder ich!“ sagte sie mit leisem Lächeln. „Ich habe gehandelt, wie ich handeln mußte! Ich durfte deinen Weg nicht mehr kreuzen, nachdem ich einmal erfahren, daß du deine Stellung, dein Erbrecht verlierst durch mich! Du bist hoch geboren, reich und mächtig — ich bin arm, niedrig und gering — es darf ja nicht sein, o Gott, wir müssen uns ja meiden!“

Und das frohe Lächeln erstarb und sie preßte die Hände angstvoll auf ihr schmerzzuckendes Herz.

Er neigte sich und küßte die Stirn der Liegenden mit langem, innigem Kusse. „Ich habe dich gefunden, um dich nie, nie wieder von mir zu lassen! Du bist mein! Meine Braut, bald mein Weib! Was ich dir schon einmal gelobt habe, am Sommerabend des Hohenstein, das bestätige ich hier: sei gegrüßt, Erbgräfin von Heldberg-Hohenstein!“

„Siegfried, Siegfried, thue nicht, Geliebter, was dich nachher gereuen könnte!“ bat sie in bangem Flehen. „Du hast mich unsäglich glücklich gemacht, — laß es nun genug sein! O Siegfried, nach dieser Stunde kann ich nie, nie wieder ganz elend werden! Geh' nun, geliebter Mann, geh' für immer, laß uns scheiden! Du bist es ja nicht, der mich verläßt; die Welt, dein Vater, deine Familie reißen uns auseinander. Geh', geh' jetzt! Mein Vater ist todt, nichts hält mich mehr hier.“

„So sinnst du schon wieder auf Flucht, Treulose!“ unterbrach er sie scherzend, während sich seine Augen mit Thränen füllten. „Nein, nein, du entgehst mir nicht wieder! — Du bist erschöpft, ruhebedürftig, ich verlasse dich jetzt! Leb' wohl, leb' wohl — alles Andere laß uns morgen bedenken!“

„Morgen!“ rief sie mit ausbrechendem Jubel. „Soll ich dich morgen wieder sehen?“

„Morgen und übermorgen und alle folgenden Tage, so lange uns das Leben dauert," sagte er, sie umschlingend. „Noch einen Kuß, den letzten — leb' wohl, leb' wohl!"

Er war gegangen, Melitta sank auf die Kniee. „Herr Gott, ich danke dir, daß du mich diese Stunde hast erleben lassen! Jetzt mag kommen, was da will, jetzt bin ich gefeit!"

Ja, sie war glücklich, unbeschreiblich glücklich, und doch klang ein leiser Mißton in ihrer Seele nach. Siegfried hielt den Bruder für todt. Sie war nicht schuld an dem Irrthum, allein sie hatte nicht die Kraft gehabt, ihm die volle Wahrheit zu sagen. Warum nicht? Sie hatte sich gescheut, dem hochgeborenen Manne, dem Hochgestellten, dem Edlen zu zeigen, in welch' nahe, entsetzlich nahe Berührung mit Schmach und Schande und Verbrechen sie gekommen war! — Durfte es so bleiben zwischen ihr und dem Geliebten?

Aber was nützte es, wenn sie den dunklen Schleier lüftete? Was nützte es, wenn er Thatsachen erfuhr, vor deren bloßer Möglichkeit er zurückschaudern mußte! War denn der Bruder nicht wirklich todt für sie? Er war gegangen, um nie wiederzukehren! — Nein, besser, tausendmal besser, der Geliebte erfuhr nie, daß noch ein sündiges, verbrecherisches Leben auf Erden war, das Anspruch an sie machen konnte.

XVIII.

Als Siegfried an diesem Abend in seine Wohnung zurückkehrte, lagen mehrere Briefe auf seinem Tische. Der Diener hatte sie so in das volle Licht der Lampe gelegt, daß sie beim besten Willen nicht übersehen werden konnten. Einer derselben trug die Aufschrift: „Eilig!“ Jetzt fiel ihm ein, daß er diese Briefe schon in den letzten Tagen gesehen, aber in der gespannten Stimmung seines Gemüthes uneröffnet beiseite geschoben hatte. Auch heute fielen ihm die Briefe störend in die froh erregte Seele, allein einmal mußte er sich doch dazu entschließen, seine Angelegenheiten zu ordnen. Warum nicht heute!

So entschloß er sich denn kurz, und anstatt träumerisch den Ereignissen dieses Abends nachzuhängen, vertiefte er sich in die lästige Durchsicht von Papieren und Rechnungen, denn Rechnungen und Schuldforderungen waren es, die jene Briefe enthielten. Das

unordentliche Leben dieses Sommers trug jetzt seine bitteren Früchte. Das Spiel war ihm nicht zur Leidenschaft, aber es war ihm zur Gewohnheit geworden. Der zugespitzte Ehrbegriff des Kavaliers erfordert, daß Spielschulden als Ehrenschulden betrachtet und sofort berichtigt werden. Siegfried, in den Begriffen seines Standes erzogen, war diesen Verpflichtungen stets gewissenhaft nachgekommen, selbst, als er Darlehen aufnehmen mußte, um seine Spielverluste zu decken. Der Erbgraf von Heldberg-Hohenstein erhielt ohne Mühe so viel Geld, als er haben wollte. Nach den Bedingungen hatte er nicht viel gefragt.

In den letzten Tagen hatte er den Klub nicht mehr besucht, ja, gar nicht mehr an die Möglichkeit gedacht, eine Karte anzurühren. Die Lust zum Spiel war von ihm abgefallen, plötzlich, wie eine gesprengte Kette reißt und klirrend zu Boden fällt.

Aber auch gebrochene Ketten lassen sich so schnell nicht abschütteln, sie sind an Händen und Füßen angeschmiedet und müssen noch eine Zeitlang nachgeschleppt werden. An diesem Abend war sich Graf Siegfried völlig klar, daß er nie wieder eine Karte anrühren werde, aber er sah auch, daß er lange zu thun haben würde, um die eingerissenen Unordnungen auszugleichen.

Er hatte Melitta gefunden, allein, des letzten natürlichen Schutzes beraubt, in tiefer Armuth, ihre

fleckenlose Schönheit vielleicht jetzt schon ein Gegenstand gieriger Spekulation. Er mußte sie dieser Atmosphäre entreißen, deren giftige Dünste er nur zu wohl kannte. Die Erbgräfin von Heldberg-Hohenstein durfte dort nicht eine Stunde länger athmen als durchaus nöthig war.

Was aber thun?

Wäre er in seinen Geldangelegenheiten in Ordnung gewesen, so hätte er nicht geschwankt. Er hätte Udo Rang und Titel des Erbgrafen überlassen, den Abschied genommen, sich sofort trauen lassen, und hätte sich mit Melitta auf sein mütterliches Erbgut Waldstetten zurückgezogen. Die Erträge des Gutes, zusammen mit der Zulage, die ihm selbst im Falle der Enterbung sicher war, hätten ihm zwar keine glänzende, aber doch eine ziemlich sorgenfreie Lebensstellung gewährt.

Das war der gerade Weg, der seiner natürlichen Geradheit am meisten entsprach, und dieser Weg war ihm versperrt. Er wußte sehr wohl, daß die großen Summen, die ihm so bereitwillig zugeflossen waren, nicht ihm, dem Lieutenant Grafen Heldberg, sondern dem Erbgrafen von Hohenstein anvertraut worden waren. Hörte er auf, der Erbgraf zu sein, so hörte auch sein Kredit auf. Gereizt und erbittert durch die nicht standesgemäße Heirath, durch die Nichtbeachtung aller seiner Wünsche, würde der Vater seine Schulden nicht bezahlen, und wie sollte er späterhin mit be-

schränkten Mitteln auskommen, wenn er von vornherein eine so große Summe aufbringen mußte!

Das ging nicht. Er mußte einen Mittelweg suchen. Ein Etwas, irgend ein Etwas mußte es doch geben, das die Extreme vermied! Er mußte Melitta besitzen, als Gattin heimführen, und doch dem Aeußersten, dem Bruch mit dem Vater, vorbeugen.

Wie aber?

Die Morgendämmerung brach an, als Siegfried sich endlich zur Ruhe legte. Er that es mit erleichtertem Herzen — er hatte den Mittelweg gefunden.

Am Abend des nächsten Tages trat er der Geliebten mit klarer Stirn und frohem Muth entgegen, und als sie nebeneinander auf dem Sopha saßen, da versank die ganze Welt vor ihnen und sie sahen und fühlten nur das Eine: daß sie glücklich waren. Aber diese selige Vergessenheit war nicht von langer Dauer. Der Eintritt der Wirthin, die das Abendbrot auftrug, brachte Siegfried wieder zum Bewußtsein der Gegenwart. Die dicke, gutmüthige Frau musterte ihn mit einem Blick, der ihm nicht gefiel. „Wie lange gedenkst du noch in dieser Höhle auszuhalten, mein Lieb?“ fragte er scherzend.

Ihre großen Augen füllten sich langsam mit Thränen. „Es ist gut, daß du mich daran erinnerst!“ sagte sie leise. „Morgen werde ich die nöthigen Schritte

thun. Es wird hinderlich sein, daß ich kein Zeugniß vom Hohenstein habe, doch gleichviel, etwas wird sich finden, man darf nur nicht wählerisch sein!"

„Wie meinst du das?" fragte er befremdet.

„Eine Stellung im Auslande wäre wohl am besten!" fuhr sie in derselben nachdenklichen Weise fort. „Je mehr Raum zwischen uns, desto geringer die Gefahr!"

Siegfried erfaßte ihre Hand. „Habe den Muth, mein zu sein, und du bist mein!" sagte er ernsthaft.

Sie senkte den Blick; verwirrende Röthe bedeckte ihr eben noch todtblasses Gesichtchen. Sie schwieg und entzog ihm leise ihre Hand.

„Du mißverstehst mich!" fuhr er fort. „Höre mich geduldig an! Mein Weib, meine rechtmäßige Gattin sollst du werden, aber nicht vor den Augen der Welt. Hast du den Muth, dich um das Geschwätz der Nachbarn nicht zu kümmern, die Demüthigungen, die aus einer zweideutigen Stellung erwachsen könnten, auf dich zu nehmen, dir mit dem Bewußtsein genügen zu lassen, daß du meine Gattin bist, was du auch immer scheinen magst — so bist du mein für immer!"

„Ich verstehe dich nur halb!" sagte sie ängstlich. „Ich weiß nicht, wie du es meinst!"

„Liebst du mich, den Menschen, oder liebst du den Grafen Heldberg?" fuhr er fast scherzend fort. „Ich

kann dich zur Gräfin Heldberg machen, ja! Ich werde dann enterbt. —"

„Du, enterbt! Niemals, nimmermehr!" rief Melitta aufspringend. „Ich soll dich mit hinabreißen in die dunklen Tiefen des Lebens, dich, der auf der Höhe geboren ist, der du Armuth und Elend kaum dem Namen nach kennst! Nein, mein Geliebter, so wahr ich dich liebe, das soll nicht geschehen! Die Kraft, die mich aufrecht hielt in jener letzten, fürchterlichen Nacht auf dem Hohenstein, die Kraft, die mich stark machte in jener Stunde, als du an mir vorübergingst, sie wird auch jetzt mächtig in mir sein und mich davor bewahren, daß ich mein armes, niedriges Leben an das deine hefte!"

„Aber du thörichtes Kind, es soll, es darf ja niemand wissen, daß wir glücklich sind, daß wir uns angehören!" sagte er in weichem, überredendem Tone. „Wir gehen nach England. Dort ist es leicht, die Trauung zu erwirken. Für alles Aeußere, alle Formalitäten, laß mich sorgen! Ein kleines, bescheidenes Heim findet sich für dich, und dort, dort, Geliebte, sollst du vergessen, was du gelitten hast, dort wollen wir ganz, ganz glücklich sein!"

Sie sah ihn zweifelnd, fragend an. „Ich fasse es noch nicht ganz — eine heimliche Ehe!" murmelte sie. „Und wirst du dann den Menschen gegenüber

bleiben, was du bist: Der Erbgraf auf Hohenstein? Wird die niedrig geborene Frau dich nicht hinabziehen, wird deine Familie —"

„Sie werden es nicht wissen, mein Lieb; niemand, niemand wird darum wissen, als du und ich, als ich und du! Unser verschwiegenes Glück wird niemand kennen; tief, tief verborgen vor den kalten Augen, den rohen Händen der Welt, wird es blühen! Ich frage dich nochmals, mein Lieb: hast du den Muth, mir anzugehören im geheimen?"

Da sank sie an seine Brust und barg ihr glühendes Antlitz an seiner Schulter. „Bin ich dein vor Gott, was kümmern mich die Menschen! Bestimme, ordne an — was dir gut dünkt, ist mir recht! Was du verantwortest, kann nicht schlimm sein — ich gehorche dir!"

XIX.

Der Winter hatte seinen Einzug gehalten, seine Stürme umwehten das alte Schloß der Grafen Heldberg. Die Dächer und Zimmer des Hohenstein glänzten unter der Decke frischgefallenen Schnee's und die Wintersonne blitzte und funkelte in den langen Eiszapfen, die den Schloßbrunnen schmückten.

Gräfin Ursula saß, wie gewöhnlich, an ihrem Schreibtisch, wie gewöhnlich waren es Rechnungen, welche den Geist der rastlos thätigen Frau beschäftigten. Allein die Gräfin war heute nicht recht bei ihrer Arbeit. Sie wendete den Kopf nach der kleinen Tapetenthür, durch welche Herr Müller einzutreten pflegte, sie stand auf und probirte, ob die Hauptthür auch wirklich fest verriegelt sei. Sie trat an das Fenster und sah in den verschneiten Garten hinab, — heute drangen keine frohen, lachenden Stimmen zu ihr hinauf! — Dann nahm sie, einen Seufzer unterdrückend, wieder an ihrem Schreibtisch Platz.

Allein sie arbeitete nicht; sie stützte den Kopf auf beide Hände und verfiel in ein brütendes Nachdenken.

Sieben Monate waren vergangen, seitdem die ehrgeizige Frau sich so nah, so greifbar nahe am Ziel ihrer Wünsche gesehen hatte, sieben Monate, seitdem das unbegreifliche Verschwinden der jungen Erzieherin allen ihren Plänen und Wünschen ein so jähes Ende bereitet hatte, und noch war sie der Erfüllung ihres Zieles, Udo an die Stelle seines Bruders treten zu sehen, nicht um einen Schritt näher gerückt. Das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn, das Gräfin Ursula mehr errathen als erfahren hatte, schien völlig beigelegt. Graf Siegfried hatte im Spätherbst eine größere Reise gemacht, zu der Graf Nikolaus mit freigebiger Hand die Mittel bewilligt hatte, auf Wunsch des Vaters hatte er das Weihnachtsfest auf dem Hohenstein verlebt. Er war guter Dinge gewesen, hatte blühend ausgesehen, die Geschwister reichlich mit Geschenken bedacht und von der neuen Erzieherin nur die übliche Notiz genommen. Daß je eine Melitta Berger auf dem Hohenstein gewesen war, schien man auf gegenseitiges Uebereinkommen vergessen zu haben. Selbst die Gräfin erschrak, als Marciana einmal bei Tische in der ihr eigenen scharfen und trockenen Weise von „Fräulein Melitta“ zu sprechen begann. Sie verwies dem Kinde kurz und streng, überhaupt ungefragt das

Wort zu ergreifen, und der peinliche Moment ging unbeachtet vorüber, Vater und Sohn hatten sich diesmal offenbar als die besten Freunde getrennt.

Jetzt hob die alte Uhr aus und schlug mit langsamem, schweren Schlag die zwölfte Stunde. „Schon zwölf!“ murmelte die Gräfin auffahrend. „Auch er wird säumig!“

Im selben Augenblick wurde die ungerechte Beschuldigung widerlegt, der Sekretär trat ein. Herr Müller hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, Toilette zu machen.

Er war noch in Reisekleidern, mit ungeordnetem Haar, sein ganzes Wesen verrieth die Hast eines Mannes, der wichtige Botschaft zu überbringen hat.

„Ich habe sie gesehen!“ sagte er tonlos.

Die Augen der Gräfin funkelten. „Verheirathet?“

„Das — weiß ich nicht!“

Ein Seufzer der Ungeduld entrang sich den Lippen der Gräfin. Sie wies dem Sekretär einen Stuhl an. „Erzählen Sie!“ befahl sie kurz.

„Die Geschäfte, die ich für meinen Herrn, den Grafen, abzuwickeln hatte, zogen sich zum Glück in die Länge,“ begann der Sekretär. „Ein längeres Verweilen in der Hauptstadt wurde mir dadurch zur Pflicht. Ich machte dem Grafen Siegfried pflichtschuldigst meine Aufwartung.“

„Und wie empfing er Sie?"

„Mit höflicher Kälte. Unsere Unterhaltung bewegte sich um lauter geschäftliche Dinge. Als ich ihn nach der Anzahl seiner Stuben fragte, führte er mich bereitwillig durch alle seine Räume. Kein Zweifel, eine höchst geschmackvoll und kostbar eingerichtete Junggesellenwohnung! Nicht der Schatten eines weiblichen Wesens! — War die neue, unbegreifliche Wandlung in der Lebensweise und dem Charakter des Grafen wirklich dadurch hervorgerufen, daß er die Verlorene wiedergefunden hatte, so war sie jedenfalls nicht hier verborgen!"

„Weiter!" drängte die Gräfin.

„Der Graf entließ mich höflich, doch ohne mich zum Wiederkommen aufzufordern. Ich durfte also keine Wiederholung wagen. Mit der Dienerschaft des Grafen ließ sich auch nichts anfangen. Der alte Kammerdiener läßt sich so wenig ausholen, wie der militärische Bursche, der stumm und dumm seinen Dienst im Stalle versieht. Ich mußte mich also auf meine eigenen Augen und Ohren verlassen.

Durch die Behörden konnte ich nur in Erfahrung bringen, daß ein alter Lehrer Berger im Herbst verstorben sei. Ich suchte die Wohnung auf — eine jammervolle Hütte in der äußersten Vorstadt, — die alte Wirthin erklärte kurz, der Lehrer Berger sei todt, seine Tochter habe behufs Auswanderung die Heimath ver-

lassen. Die Vornamen der Dame wollte die Wirthin vergessen haben, ihr Aeußeres sei unbedeutend gewesen; Bekannte habe sie nicht gehabt und ihres Wissens niemals Besuch empfangen. Sie behandelte mich mit mißtrauischer Kürze und gab mir zu verstehen, daß sie mich für einen verkappten Polizeikommissarius hielt. — Auch diese Spur verlief sich im Sande und so blieb mir denn nichts anderes übrig, als den Grafen selbst zu beobachten.

Mehrere Tage konnte ich nichts ermitteln, als daß er sehr spät, oder sehr früh, das heißt erst gegen Morgen nach Hause kam. Am vierten Tage endlich sah ich ihn nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr in Uniform nachhause kommen. Nach etwa einer Stunde verließ er das Haus wieder, sehr einfach in Civil gekleidet. Ich folgte ihm bis zu einer ziemlich entlegenen kleinen Straße, wo er eine Droschke nahm. Ich nahm eine zweite und fuhr hinterher."

„Gut!" murmelte die Gräfin. „Sehr gut!"

„Die Dunkelheit begünstigte mich, — wir fuhren weit, sehr weit. Endlich hielt der Graf, — ich auch. Er durchschritt ein Vorderhaus, einen geräumigen Hof, ein Quergebäude und gelangte so in einen Garten von mäßigem Umfange, in dessen Mitte sich ein einstöckiges, festes Gartenhaus erhebt. Er öffnete mit seinem Schlüssel; in der ausströmenden Helle glaubte ich eine

weibliche Gestalt zu erkennen, die ihm von der Treppe herab das Licht entgegenhielt. Die Thür schlug zu. Ich stand allein im dunkeln, verschneiten Garten und er — war bei ihr!"

Der Erzähler stockte, er war bis auf die Lippen erblaßt.

„Weiter!" drängte die Gräfin eifrig.

„Ich bin zu Ende, gnädigste Gräfin!"

„Zu Ende! Unmöglich! — Woher wußten Sie, daß es Melitta war?"

„Diese Bestätigung sollte mir noch werden!" fuhr der Erzähler ruhiger fort. „Das Haus, ein Pavillon im Rococostil, wie wir sie noch hier und da in königlichen Gärten finden, hat nur ein Geschoß mit großen, tief herabgehenden Fenstern. Die Rouleaux waren herabgelassen, an einer Stelle jedoch war dies achtlos geschehen. Ein Zipfel war zurückgeschlagen; nur ein kleines Stückchen, aber genügend, um das Zimmer zu übersehen. Ich sah sie, Gräfin! sah beide. Er hielt sie in den Armen, küßte sie, streichelte ihr Haar, flüsterte in ihr Ohr — Tod und Teufel! Und ich stand zähneklappernd draußen in der Winternacht!"

„Hätten Sie im Zimmer stehen mögen?" bemerkte die Gräfin mit schneidendem Hohn.

Der Sekretär fuhr zusammen und ein böser Blick

aus seinen Augen streifte die Herrin. Doch er antwortete nicht und nahm seinen Sitz wieder ein.

„Verheirathet — oder nicht! Darum handelt es sich!“ nahm die Gräfin in ihrem gewöhnlichen Ton wieder das Wort.

„Das eben konnte ich nicht herausbringen. Auf dem Polizeibureau erfuhr ich, daß die Frau eines auf See befindlichen Schiffskapitäns Braun den Pavillon bewohne. Als ich näheres wissen wollte, fuhr man mich kurz und grob an, ich möchte zu der Dame selbst gehen. Bei den kleinen Leuten der Nachbarschaft schien sie angesehen und beliebt zu sein — mehr konnte ich nicht in Erfahrung bringen!“

„Verheirathet — oder nicht!“

Der Sekretär zuckte die Achseln.

„Ist sie es nicht, so stirbt Graf Siegfried durch meine Hand!“ murmelte er.

Die Gräfin stand auf und legte ihre Hand auf des Mannes Schulter. „Täuschen Sie sich nicht, Herr Müller!“ sagte sie schneidend. „Kalter Stahl ist Ihre Sache nicht! Sie wissen sehr wohl, daß der gewundene Pfad der Intrigue Ihr Weg ist, nicht der Angriff mit der Waffe in der Hand! Ja, wenn Blicke und vor allem Gedanken tödten könnten, Graf Siegfried lebte längst nicht mehr! — Sie kennen Melitta! — Sie kennen den Grafen — was glauben Sie?“

Der Sekretär wand sich in qualvollem Zweifel. „Graf Siegfried ist ein großer Herr, — sie ein armes Mädchen — ich weiß nicht, was ich denken soll! Er hat die Gabe, Herzen zu berücken, sie lieben ihn alle, alle, alle. — Gnädigste Gräfin, lassen Sie mich nicht weiter über eine Möglichkeit nachdenken, die — die —"

„Wie bringen wir den Grafen — oder Melitta dazu, Farbe zu bekennen?" murmelte die Gräfin, der die Seelenqualen ihres Werkzeugs nicht von Interesse waren.

„Wenn man den Grafen Nikolaus unterrichtete —?"

Die Gräfin schüttelte den Kopf. „Beweise! Ich muß Beweise haben! Ueber ein Liebesverhältniß würde der Graf nur lachen. Schaffen Sie mir den Beweis, daß Melitta des Grafen Siegfried rechtmäßige Gemahlin ist, und ich will das Geld, das ich Ihnen versprach, verdoppeln, verdreifachen!"

„Ich will es versuchen — noch weiß ich nicht, wie?"

„Man muß sie müde machen, abhetzen, beunruhigen! Sie in den Ruf bringen, des Grafen Geliebte zu sein, ihn in Schulden stürzen, seine gesellschaftliche Stellung erschüttern; — mein Gott, Sie sind doch sonst erfinderisch genug!"

„Noch einmal, ich will's versuchen!"

XX.

Der Winter verwandelte sich in den Frühling, die jungen Veilchen kamen und gingen und wieder streute der Mai seinen kurzen, wonnigen Blüthenregen über die verjüngte Erde, und rief Tausende von jungen Keimen ins Leben.

Auch auf dem Hohenstein waren Eis und Schnee geschmolzen und der Garten prangte wieder in jungem Blätterschmuck. Von den Erschütterungen des letzten Jahres war längst nichts mehr zu spüren. Die Gesundheit des Grafen Nikolaus hatte sich wieder befestigt, seine Todesgedanken waren in den Hintergrund getreten. Jene junge Person, wie er Melitta zu bezeichnen pflegte, hatte, Gott sei Dank! den Takt gehabt, nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Graf Nikolaus dachte gerecht genug, um anzuerkennen, daß sie sich gut benommen, ja, durch ihr diskretes Verschwinden im rechten Augenblick ein Zartgefühl gezeigt habe, das

man bei einem Wesen ihres Standes eigentlich nicht voraussetzen durfte. Doch, schuldig oder unschuldig, das Blatt „Melitta Berger" war jedenfalls abgeschlossen und die verschwundene Erzieherin zu den Todten gezählt. Siegfried hatte durch sein Kommen zu Weihnachten bewiesen, daß er bereit war, die letzte peinliche Scene zu vergessen und mit dem Vater Frieden zu schließen; warum, so fragte sich Graf Nikolaus, wenn er auf die verjüngte Welt hinausblickte, warum sollte der Traum, der im vorigen Jahr gescheitert war, sich nicht jetzt verwirklichen lassen, warum sollte Siegfried nicht jetzt geneigt sein, Andrea zu heirathen?

Daß Andrea sich weigern könne, Erbgräfin, vielleicht bald regierende Gräfin von Heldberg-Hohenstein zu werden, lag ganz außerhalb seiner Berechnungen. Mädchen mußten verheirathet werden, — wozu waren sie denn da? Solche, die absolut buckelig waren, sperrte man einfach in ein adliges Fräulein-Stift; — aber ein reizendes, junges Geschöpf wie Andrea mußte sich selbstverständlich verheirathen. Die Väter beriethen die beste und schicklichste Partie, die Kinder gehorchten, so war es Sitte gewesen auf dem Hohenstein! Graf Nikolaus vergaß in solchen Augenblicken, daß auch schon in früheren Jahrhunderten der weise Beschluß der Väter zuweilen vom unbesiegbaren Eigenwillen der Kinder besiegt worden war.

Noch ein Umstand trug dazu bei, des Grafen halberstorbene Hoffnungen neu zu beleben. Er hörte, daß Siegfried verschuldet war, daß er stark gespielt hatte. Das war ihm nicht unlieb. Machte der Sohn Schulden, so mußte der Vater sie natürlich bezahlen, aber die stolze Unabhängigkeit, in der sich Siegfried bis jetzt gehalten, war damit gebrochen. Dem Vater, der seine Schulden bezahlt hatte, konnte ein Mann von Siegfrieds Sinnesart nicht füglich die Erfüllung eines Herzenswunsches verweigern. Und Graf Nikolaus wollte blühende Enkel auf den Knieen wiegen, ehe er in die kalte Gruft seiner Väter hinabstieg. Er hatte bisher mit einem entschiedenen Schritte gezögert, weil auf dem Grunde seiner Seele die Besorgniß schlummerte, die Verschwundene könne mit dem rückkehrenden Frühling wieder auftauchen. Das „Wie?" war ihm nicht ganz klar, aber das junge Grün und die Blüthen des Frühlings hatten sich in seiner Erinnerung so mit Melitta's leichter Gestalt und ihrer hellen Stimme verwoben, daß er sie unwillkürlich unter den frischbelaubten Bäumen zu sehen erwartete. Doch der Mai verging und sie erschien nicht; der Jahrestag ihres Verschwindens verging und brachte keine Botschaft und so entschloß sich denn Graf Nikolaus eines Abends und schrieb an seinen Vetter, den Grafen Julius. In diesem Briefe, der an demselben Schreibtische verfaßt wurde, in dessen Ge-

heimfach das Testament schlummerte, hielt er definitiv um Andrea's Hand für seinen Sohn und Erben an.

Des Vetters Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Er schrieb herzlich, dankte für die steten Beweise verwandtschaftlicher Liebe und sagte endlich:

„Ehe wir weiter gehen, muß ich dir noch einige vertrauliche Mittheilungen machen. Andrea ist keine so gute Partie mehr, wie sie es noch vor einem Jahre war. Ich habe Unglück gehabt. Ein ungetreuer Verwalter und die allgemeine wirthschaftliche Kalamität haben das Ihre gethan, um die Fundamente meines Besitzstandes zu untergraben. Ich werde Arbeit haben, um schließlich als ein Mann von mäßigem Vermögen aus diesem Chaos hervorgehen zu können.

Diese offene Mittheilung von Dingen, die noch kein Mensch weiß, nicht einmal meine Tochter, war ich dir schuldig, lieber Vetter! Suchst du für deinen Sohn eine Gemahlin, nicht nur von ebenbürtiger Geburt, sondern auch von ebenbürtigem Vermögen, so ist Andrea nicht länger eine passende Partie für ihn. Liegt dir aber nur an ihrer Person, so können wir dem zweiten Punkte näher treten. Und da ist es denn meine Bitte: laß uns noch ein wenig Zeit! Andrea muß erfahren, daß sie nicht mehr reich ist, kaum noch vermögend. Ich weiß nicht alles, was

in dem kleinen Kopf und Herzen vorgeht, doch erwarte ich von dieser Mittheilung einen Umschwung zugunsten deines Sohnes. Frage mich jetzt nicht, im rechten Augenblick will ich dich benachrichtigen. Ich möchte nichts erzwingen. Du alter, erfahrener Landwirth weißt am besten, wie ungleich schmackhafter die im Freien gereiften Früchte sind als die, welche wir durch Treibhauswärme der widerstrebenden Natur in falscher Jahreszeit abzwingen. Darum bitte ich dich im Namen unserer beiden Kinder, die wir doch glücklich, nicht elend machen wollen, um Nachsicht und Geduld!"

Graf Nikolaus las diesen Brief mit ärgerlichem Kopfschütteln. Die Enthüllungen über die finanzielle Lage des Vetters waren ihm zwar ganz gleichgiltig — der Erbgraf von Heldberg-Hohenstein war reich genug, um nicht auf die Mitgift seiner Frau sehen zu müssen. Allein durch diese schwächlichen Rücksichten des Vetters war nun wieder ein neuer Aufschub da, der sich unabsehbar hinausschieben konnte, — denn wer berechnet die Capricen eines Weiberkopfes!

Dennoch kannte Graf Nikolaus den Vetter genügend, um zu wissen, daß für jetzt nichts weiter zu erreichen war. Er legte also den Brief zusammen, steckte ihn in den Umschlag und barg ihn in demselben Fache, welches das Testament enthielt.

Ende des ersten Bandes.

$

Twardowska, Emma <<von>>,

Der Erbgraf Roman

Bd.: 1. Band

1890